



Inhalt: Das Glücksmännle. Eine Erzählung von Eugen Raaben (mit Illustrationen). — Bellas Verlobung. Von C. v. Schwarzkoppen. (Schluß). — A Ninon. Von Alfred de Musset. — Die Ausstattung einer Braut. Von Veronica v. G. I. Die Leinwäse. — Frühlingsboten. Zwei Schwalbenbilder von Marie Laux, mit Text von L. B. — Victor von Scheffel 7. Von L. B. (mit Porträt). — Aus der Wiener Damenwelt. Von Paul d'Abrest. — Die Pflege der Sinne im Kindesalter. Von Dr. Götiner. — Korrespondenz. — Buntes Allerlei.



Das Glücksmännle.

Eine Erzählung.

Hilarius Hubmaier war Cellist beim Hoftheater. Er war ein kleines, etwas buclliges Männchen mit kurzen Armen, kurzen Beinchen und einem großen Kopfe,

den die wohlausgebildete Glaze nicht gerade verschönte. Es war höchst possierlich anzusehen, wenn er sein Instrument, das entschieden größer war, als er selbst, mit heiligem Feuereifer und pathetischem Schwunge bearbeitete. Ruhte aber der Bogen und konnte man den kleinen Hilarius näher betrachten, dann mußte jedermann ein Paar großer, schöner Augen aufpassen, aus denen Seelengüte und Begeisterung hervorleuchteten und die groteske Gestalt verklärten. Ja, Seelengüte und Begeisterung für alles Gute und Schöne — das waren die Haupt-Charakterzüge unseres bescheidenen Helden — und sie machten ihn bei allen seiner Bekannten wohlgerollt und geschätzt. Freilich hätte niemand geahnt, daß der ewig heitere, ruhige kleine Mann mit dem milden Lächeln auch tieferer, leidenschaftlicher Erregungen fähig war — und doch hatte auch er seine Passionsgeschichte. Der bittere Humor des Lebens hatte sich ihn zum Opfer erkoren. Wie das aber kam, das wollen wir in Folgendem erzählen.

Die neue Primadonna bezauberte seit einigen Wochen alle Herzen. Ein junges Mädchen, noch in erster Jugendblüte, verfügte sie doch schon über alle Mittel der Kunst mit fast souveräner Machtvollkommenheit und hatte das Publikum der Stadt durch den Liebreiz ihrer Erscheinung, die Schönheit der feischen Stimme und die Sicherheit der technischen Schulung im Sturme für sich gewonnen. War es daher ein Wunder, daß auch unser Hilarius während der sogenannten Dreimoten-Begleitung einer italienischen Operarie seine Blicke in begeisterter Bewunderung auf die Bühne richtete und andächtig lauschte, während seine Hand mechanisch das ewige Einerlei der Begleitungsfigur am Cello herunterhasselte? Bald konnte Hilarius den Blick nicht mehr von der Bühne abwenden, hatte es auch in dem mechanischen

Herunterspielen seines Partes zur vollständigen Virtuosität gebracht. Die Primadonna war — wie gesagt — noch sehr jung und — etwas abergläubisch. Wenn sie ihre schwierigen Koloraturen sang, war sie gewohnt, sich einen festen Punkt im Orchester auszusuchen, auf den sie ihre Blicke unverwandt richtete, um durch nichts von ihrer Aufgabe abgelenkt zu werden. Sie hatte sich dieses Hinblicken auf eine bestimmte Stelle während ihrer Vorbereitungsstudien so angewöhnt, daß sie auch sogleich bei ihrem ersten Auftreten auf dem Hoftheater nach einem solchen fixen Punkte im Orchester suchte. Während sie ihre Augen suchend umherschweifen ließ, blieben dieselben plötzlich an der pudrigen Gestalt unseres kleinen Freundes haften, dessen große, schöne Augen mit starrer Beharrlichkeit auf sie gerichtet waren. Sie hielt seine Gestalt in dem vor ihr wogenden Menschenchaos sofort fest, und so kam Hubmaier zu der staunenswerten Auszeichnung, von den Augen der schönen Sängerin förmlich festgebannt zu werden.

Hilarius überließ es heiß und kalt, als jene beiden schönen und seelenvollen Augen zum erstenmale auf ihm ruhten. Als er aus dem Theater nach Hause gekommen war, verbrachte er sinnend und grübelnd eine schlaflose Nacht. Wie sollte er dieses unerwartete, ja rätselhafte Ereignis deuten? Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf — aber alle verwarf er als ungeheuerlich. Wie sollte sie, das glänzende Schoßkind des Glückes, ihm, dem unscheinbaren Musiker, irgendwelche Beachtung schenken? Und doch — nein, nein — es mußte eine Täuschung, ein Zufall sein; die nächste Vorstellung — er zweifelte nicht — würde dies deutlich beweisen. Doch als die nächste Vorstellung herankam und die Primadonna auftrat, wiederholte sich sofort dasselbe merkwürdige Spiel. Wieder fühlte er ihre Augen unverwandt auf sich gerichtet, wieder überließ es ihn heiß und kalt — um so mehr, als er sich diesmal sagen mußte: Dies kann kein Zufall sein! Und als auch die weiteren Vorstellungen keine Veränderung brachten, da jubelte sein Herz in Wonne und Seligkeit auf. Ja, ja, es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, sie hatte ihn bemerkt, mit Wohlgefallen bemerkt; sie fand Interesse an ihm, vielleicht — vielleicht — Millionen von Möglichkeiten wirbelten ihm durch den Kopf, er schwamm in wonnigem Entzücken, der Schlaf seiner Nächte war fast dahin, Ruhe und Seelenfrieden verloren. Dieser Zustand währte einige Monate. Die Primadonna hatte den kleinen Mann im Orchester in einem gewissen Sinne lieb gewonnen, sie nannte ihn nur ihr „Glücksmännle“. Sobald sie die Bühne betrat, richtete sie die Augen sogleich auf den Platz, wo er saß und überzeugte sich von seiner Anwesenheit. Nur dann schien ihr die Vorstellung glücklich vom Stapel gehen zu können, wenn er da war. Er war ihr in seinem graugrünen Röckchen gewissermaßen der musikalische Laubfrosch, der ihr gutes Wetter prophezeite, sie rechnete ihn zu ihrem ständigen Inventar und Hausrat. Wie wenig sie sich im übrigen für den armen Musiker interessierte, beweist der Umstand, daß sie es noch nicht einmal der Mühe wert gefunden hatte, nach seinem Namen zu fragen. Er mußte sich mit der sachlichen Bezeichnung „mein Glücksmännle“ begnügen.

Wie anders sah es dagegen in dem Herzen unseres armen Hilarius aus. Hier war ein wirklicher, gewaltiger Brand entzündet worden, der ihn allmählich zu vernichten drohte. Er schwankte ewig zwischen jubelndem Entzücken und

tieferster Verzweiflung, froher Zuversicht und bangen Zweifeln hin und her. Tausendmal hatte er sich bereits gesagt, das Ganze sei nur ein wahnsinniger Traum seiner Einbildung, tausendmal versucht, das Gefühl der heißen Liebe, das in seinem Herzen für die schöne Sängerin Wurzel gefaßt hatte, mit Gewalt auszureißen — sobald er sie wieder sah und ihre Augen auf sich gerichtet fühlte, waren alle guten Vorsätze verschwunden und er das willenlose Spiel seiner Leidenschaft. In diesem ewigen Sturme wechselreicher Gefühle gewann endlich ein Entschluß die Oberhand — er wollte einen entscheidenden Schritt unternehmen, um sich Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen. Wie das aber anfangen? Er schmiedete unzählige Pläne, überlegte lange hin und her — endlich glaubte er, den richtigen Weg getroffen zu haben. Er wollte ihr schreiben — anfangs nur allgemein, ohne bestimmte Andeutungen seiner Seelenstimmung. Später immer deutlicher und offener — dabei konnte er die Wirkungen sorgfältig beobachten, welche seine liebeglühenden Herzensergüsse bei ihr hervorbringen würden. Hatte er sich auf diese Art einer günstigen Aufnahme versichert, dann wollte er kühn zu dem eigentlichen Sturme übergehen.

Hilarius als Liebesbriefsteller! Seine Freunde hätten sich totgelacht, wenn sie gesehen hätten, wie er im Fieberparoxysmus auf und ab ging, ein paar Zeilen auf das Papier warf, dieselben wieder durchstrich, etwas Neues schrieb, endlich den ganzen Brief zerriß, um die Sisyphusarbeit von vorne zu beginnen. Seine rasende Liebe trieb ihn zu der größten Ausdauer, er gönnte sich nicht Ruhe noch Raft. Endlich war das große Werk gelungen, der erste Brief vollendet! Mit klopfendem Herzen trug er ihn auf die Post, wobei er sich ängstlich, wie ein Verbrecher, umschah und spähte, ob ihm niemand von seinen Bekannten folge, ihn beobachte. Mit Beben wartete er die Folgen seines Wagnisses ab.

Am nächsten Morgen brachte das Kammermädchen der Primadonna die Post. Sie besah zuerst oberflächlich die Journale, nahm dann die Briefe zur Hand, die sie an den Schriftzügen als von Bekannten herrührend erkannte, endlich die übrigen. Nach mehreren Bettelbriefen kam der Liebesbrief unseres Hilarius an die Reihe. Sie las die ersten Zeilen — blickte sodann auf die Unterschrift — der Name war ihr fremd. Wieder begann sie von Anfang zu lesen. Je mehr sie sich aber in den bombastischen Schwulst hineinarbeitete, um so freundlicher wurden ihre Züge — endlich begann sie laut zu lachen. O armer Hilarius, hättest du das gesehen — gehört! Dein Herz hätte sich krampfhaft zusammengezogen und wäre am Ende gebrochen, wenn du zum Schlusse bemerkt hättest, wie sie den Brief nach beendeter Lektüre ganz gleichgültig zu den Bettelbriefen in den Papierkorb warf.

Der Abend kam heran, die Primadonna trat auf. Sogleich suchte ihr Blick wieder unseren Hilarius und während ihrer ganzen Arie wendete sie denselben nicht von ihm ab. Ja noch mehr, er bildete sich ein, daß ihre Augen heute noch freundlicher auf ihm ruhten, als sonst. Triumph, rief es in ihm, Triumph, du hast gesiegt! Sie hat deinen Brief erhalten, hat ihn gelesen und wendet sich nicht mit Abscheu von dir ab, im Gegenteil, sie muntert dich mit ihren Blicken auf, fortzufahren und kühn dem letzten, höchsten Ziele entgegenzustreben.

Hilarius wurde nun von einem wahren Schreibfieber erfaßt. Den ganzen Tag verwendete er dazu, um Briefe zu schreiben oder über das zu Schreibende nachzudenken. Täglich trug er dann die bombastischen Auswüchse seiner glühenden Phantasie auf die Post, täglich erhielt die Primadonna einen Brief.

Anfangs belustigte sie dieser unverwüthliche Eifer ihres unbekanntem Verehrers, ja, sie that den Briefen anfangs sogar die Ehre an, sie zu ihrer Belustigung durchzulesen. Später durchslog sie dieselben nur mit einem mitleidigen Lächeln, endlich warf sie alle unbarmherzig in den Papierkorb, ohne sie anzusehen, ja, ohne sie nur zu eröffnen.

Der Eifer unseres Hilarius blieb aber immer der gleiche, ja, je mehr er schrieb, desto mehr arbeitete er sich in eine

förmliche Liebesmut hinein, und die Empfängerin würde sich schließlich gewiß darüber entsetzt haben, wenn sie die Briefe überhaupt gelesen hätte.

Mit der Zeit sah aber Hilarius doch ein, daß er auf diesem Wege nicht vorwärts kommen werde. Der erste Versuch hatte ihn überaus kühn gemacht, er fühlte sich schon vollkommen sicher und voll Siegeszuversicht. Wozu sich noch mit kleinlichen Bedenken abgeben? „Entweder alles oder nichts“ — dies wurde seine Parole, und auf diese Art reifte in ihm der Entschluß, zu ihr hinzugehen, ihr sein Herz zu Füßen zu legen und offen um ihre Liebe zu flehen. Nach allem, was sich ereignet hatte, konnte der Ausgang der Sache kaum mehr zweifelhaft sein. Er sah sie im Geiste schon erröten, malte sich ihre Verwirrung aus, sah sich beherzt aufspringen und — Götter, wohin verstieg sich nicht seine Phantasie, die nur Liebe sehen wollte und auch nur Liebe sah.

Trotzdem dauerten die Vorbereitungen lange. Er schaffte sich einen Frack an, ein Kleidungsstück, welches er bisher nie besessen hatte, kaufte nach und nach seine Wäsche, Handschuhe, kurz, that alles, um möglichst fashionabel auszusehen. Endlich war auch dieser Stein des Anstoßes beseitigt — er stand als Gentleman da — er ging ans Werk.

An einem der Tage, an dem die Primadonna nicht beschäftigt war, legte er sein neues Gewand an, presste seine Hände in Handschuhe und verschwendete eine Menge Eau de Cologne an seinen Körper. Wohlgefällig betrachtete er sich endlich im Spiegel — er gefiel sich wirklich — ob er auch

Primadonna fort, „nenne ich Ihre Aufgabe. Ich bewundere Sie aufrichtig. Ich sehe ja, wie heiß und eifrig Sie sich oft abmühen, um Ihr Bestes zu bieten — und den Dank dafür, nämlich den Applaus des Publikums, heimisen dann wir Sängern ein.“

Hilarius legte die Hand auf die Brust und bemerkte mit Emphase: „Es ist stets ein freudiges Gefühl, zum Gelingen des Ganzen, wenn auch in untergeordneter Weise, beizutragen.“

Das Gespräch stockte einen Augenblick. Hilarius blickte verlegen zu Boden. Die Primadonna suchte nach einem Faden zur Fortsetzung der Unterhaltung und bemerkte daher: „Dabei sind die Herren, wie ich höre, auch noch schlecht salarirt.“

„Dies ist freilich der schwache Punkt unserer Stellung,“ rief unser Hilarius eifrig. „Man will unsere wahrhaft angestrenzte Thätigkeit oben nicht in derselben Weise, wie Sie, gnädiges Fräulein, es eben gethan, anerkennen. Im Gegenteil, man bedrückt und bedrängt uns und sucht uns auf alle mögliche Art zu verfürzen. Viele von uns sind dadurch in eine wahrhaft mißliche Lage geraten.“

„Ich entsinne mich,“ erwiderte die Primadonna, „die Herren haben ja in der letzten Zeit eine Petition an die Intendanz um Aufbesserung ihrer materiellen Existenz überreicht. Ist dieselbe von Erfolg gewesen? Welch eine Entscheidung ist herabgelangt? Sie sind wohl am besten in der Lage, mich darüber zu informieren!“

Hilarius suchte inzwischen vergebens nach einem Übergang zu dem Zwecke seines heutigen Erscheinens, er konnte keinen finden. Froh, daß das Gespräch nicht abermals stockte, begann er daher das Thema, in dem er wohlbewandert war, in lebhafter Weise auszuführen. Er schilderte mit grellen Farben, wie die Unzufriedenheit unter seinen Kollegen immer größer würde, wie sie Versammlungen abgehalten, durch eine Deputation eine Eingabe an die Intendanz überreicht hätten; wie der Intendant sie zwar sehr gnädig empfangen, jedoch mit leeren Versprechungen abgeseigt habe und es wahrscheinlich auch bei Versprechungen bleiben würde u. u. Er sprach feurig und überzeugend, wurde immer wärmer und wärmer und — redete sich auf diese Art in sein Verderben hinein.

Die Primadonna hatte nämlich schon während des ganzen Gesprächs über den Zweck dieses Besuches nachgedacht. Sie überlegte hin und her — konnte aber nichts finden. Als sie aber Hilarius in lebhafter Weise von materiellem Glend, Aufbesserung der Gehalte u. dgl. reden hörte, schoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Wie hatte sie nicht gleich darauf verfallen können? Es war doch so natürlich und nahe liegend. Offenbar befand sich ihr Vis-à-vis in derselben bedrängten Lage, wie seine Kollegen und suchte Hilfe und Rettung, wo sie zu finden war — warum nicht auch bei ihr? Wenn übrigens jemand einer ausgiebigen Unterstützung würdig war, so war es ihr putziges „Glücksmännle“, das jetzt in lebhaftem Gespräche vor ihr saß. Ihr Entschluß war gefaßt, er sollte nicht ungetröstet von dannen gehen.

Während sich auf diese Art das Unheil immer drohender über dem Haupte unseres Hilarius zusammenzog, saß dieser nichts ahnend vor seiner Angebeteten und geriet immer mehr in einen wahren Feuereifer. Endlich war er fertig und schwieg verlegen. Er fühlte, daß jetzt etwas geschehen müsse, jede Minute war kostbar, das Gespräch hatte schon fast zu lange gedauert.

Die Primadonna entthob ihn auch diesmal der Mühe des Nachdenkens und sagte freundlich:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre Aufklärungen. Ich würde wohl nicht indiskret sein, wenn ich nun nach dem Zwecke Ihres heutigen Besuches frage, aber zum Glück glaube ich denselben bereits zu ahnen!“

„Wie, mein Fräulein?“ rief Hilarius freudig erregt und dachte an seinen letzten Brief. „Wäre es möglich? Sie machen mich mit ihren Worten glücklich!“

„Ich bitte,“ erwiderte die Primadonna, „sprechen Sie nur offen und aufrichtig Ihre Wünsche aus; soweit es an mir liegt, werde ich dieselben gerne erfüllen.“

Hilarius fühlte die Entscheidung herannahen, noch einmal rief er sich innerlich Mut zu und begann: „Mein Fräulein, seit dem Augenblicke, da sie die Bühne betraten, fühle ich eine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für Sie. Diese Verehrung ist von Tag zu Tag gestiegen, hat sich meines Herzens bemächtigt und beherrscht mich nun ganz —“

„O bitte, mein Herr —“

„Auch in Ihren Augen glaubte ich ein gewisses Wohlgefallen für mich zu bemerken. Es schien mir, daß Sie mich Anderen vorzögen, dies hat mich ermutigt, mich Ihnen zu nähern, hierherzukommen und Ihnen mein Innerstes zu erschließen.“

„Mein Herr, Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben.“

„Glauben Sie mir, gnädigstes Fräulein, daß mir der Schritt, den ich heute unternommen habe sehr schwer geworden ist. Allein mir blieb kein anderer Ausweg.

In all' dem Wirrsal, das mich umgab und mir ewig das Herz zusammenpreßte, war der einzig rettende Gedanke, mich Ihnen zu offenbaren und aus Ihrem Munde, von Ihrem Herzen Hilfe und Rettung zu erlangen. Stets dachte ich nur an Sie, und mein Herz sagte mir, daß Sie es nicht verschmähen würden, auf mich herabzublicken und mein Engel zu werden. Mein Fräulein, ich — ich —“

Hilarius wollte eben auf die Kniee niederstürzen und sein „Ich liebe Sie“ mit möglichstem Affekte herausjubeln, als die Primadonna sich rasch erhob und sagte:

„Mein Herr, ich sehe, wie schwer Ihnen das Geständnis Ihrer Lage wird. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen über das Peinliche der Situation hinweghelfe. Wir verstehen uns auch ohne viele Worte.“

Sie ging rasch zu ihrem Schreibtisch, entnahm einer Cassette zwei Hundertmark-Billette, schob dieselben in ein Couvert und überreichte ihm das Couvert mit folgenden, freundlichen Worten:

„Hier meine Gabe. Dieselbe wird Ihnen vielleicht für den Augenblick aus der Verlegenheit helfen. Sollten Sie wieder einmal in derartige unangenehme Situationen hineingeraten, bitte ich, sich nur getroßt wieder an mich zu wenden. Sie sollen an mir stets eine hilfreiche Freundin finden.“

Hilarius war wie vom Donner gerührt. Er wurde kreideblau, Angstschweiß trat auf seine Stirn, die Kniee schlotterten ihm, er war keines Wortes mächtig. Nur allmählich begann der Zusammenhang in ihm aufzudämmern — allein immer schrecklicher und schrecklicher wurde die Gewißheit seiner lächerlichen Niederlage.

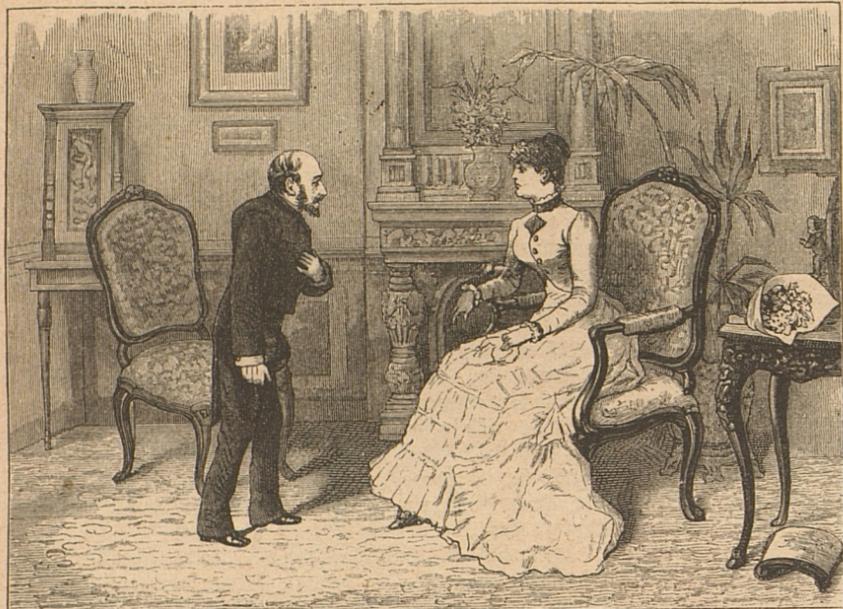
Einen Moment wollte er die Gabe stolz zurückweisen, allein er bedachte, daß er sich dadurch nur noch viel lächerlicher machen würde. Er nahm das Couvert, küßte die dargebotene Rechte und stürzte wie ein Wahnsinniger davon.

Ert in Fiafer wurde er sich der ganzen Tragik seiner Lage bewußt. Er küßte das Couvert, das ihre Hand gehalten, wohl hundertmal, aber Thränen entstürzten dabei seinen Augen und er wehrte ihnen nicht. Das Kartengebäude seiner Liebe war für immer zusammengestürzt.

Am nächsten Abend saß Hilarius wieder im Theater — mußte er es doch, um sein Leben zu fristen — allein dieses Leben hatte keinen Wert mehr für ihn. Der Glanz seiner schönen, seelenvollen Augen war erloschen — fest und gläsern starrten dieselben auf das vor ihm liegende Notenblatt — nimmer hob er sie mehr zu der Bühne empor. Als dann oben plötzlich wieder eine Stimme ertönte, eine süße, ihm leider nur allzuwohlbekannte Stimme, da erzitterte er am ganzen Körper, das Herz drohte ihm zu brechen — allein er blieb stark — sah nicht hinauf —

Bald war Hilarius nur mehr ein Schatten seiner selbst.

Die junge Primadonna war über diese Zurückhaltung anfangs erstaunt, dann allmählich fast erzürnt, um so mehr, als eine Indisposition, von der sie befallen und in den gewohnten Triumph geschmälert wurde, mit der veränderten Haltung ihres „Glücksmännle“ zusammenfiel. Ihr Aberglaube wuchs unter dieser Erfahrung von Tag zu Tage. Offenbar hatte ihr also bisher nicht seine bloße Anwesenheit im Orchester, sondern der liebevoll bewundernde Blick, mit dem er sie während der ganzen Vorstellung keinen Augenblick verlassen, Glück und Erfolg gebracht, sie vor Mißgeschick bewahrt! Warum entzog er ihr jetzt diesen geheimnisvollen Schutz und Beistand? Zumal nachdem sie ihm eben selbst in Not und Verlegenheit beigestanden hatte! Der Undankbare! Sie begann ihn aufmerksamer zu beobachten: da erstaunte sie, daß er seit kurzem sehr verändert war, bleich und erschöpft aussah und seinen Bogen nur noch wie ein Todmüder regierte. Offenbar war der Armste sehr krank. Ihr weibliches Mitgefühl war erregt, und als er gar eines Tages im Orchester fehlte, schickte sie den Theaterdiener nach seiner Wohnung, Erkundigungen über seinen Gesundheitszustand einzuziehen. Der Sendbote fand im Hause des armen Hilarius alles in Aufregung: der kleine Mann war schon seit gestern Abend nach der Oper verschwunden — niemand wußte zu berichten, wo er geblieben. Die Direktion stellte Nachforschungen an, die Polizei mischte sich hinein, unterstützt von einigen Freunden des armen Hilarius — vergebens! Keine Bemühung, über das Verbleiben des kleinen Cellisten Klarheit zu erlangen, führte zum Ziel. Nur ein einsamer Bergsee, tief im Gebirge, hätte Auskunft geben und eine traurige Geschichte erzählen können von einem unglücklichen Menschenkinde, das in seinen klaren, grünen Fluten die lang ersehnte Ruhe und für sein krankes Herz ewigen Frieden gesucht und gefunden hatte.



„Mein Fräulein, ich — ich —“ stotterte Hilarius.

anderen gefallen hätte, bleibt freilich etwas zweifelhaft. Seine etwas bucklige Figur wurde durch den Frack nicht gehoben und das gutmütige, heute vor Erregung etwas blasse Gesicht wurde dadurch nicht schöner, daß er die Glase durch Heraufkämmen der Haare möglichst zu verdecken getrachtet. Allein gleichviel! er war siegesgewiß, er fühlte etwas von einem Feldherrn in sich, der einer Schlacht entgegengeht, die er gewinnen muß. Hatte er doch in seinem letzten Briefe einige Andeutungen über sein Vorhaben fallen lassen und sie war also — wie er glauben mußte — von dem Vorstehenden unterrichtet. Er warf sich stolz in einen Fiafer und fuhr in ihre Wohnung.

Als er vor dem Hause hielt, überfiel ihn zwar ein heftiges Zittern, so daß er beinahe wieder umgekehrt wäre — aber plötzlich richtete er sich entschlossen auf und sagte, die klappernden Zähne auf einander beißend: „Entweder — Oder!“ Festen Schrittes trat er ein.

Das Stubenmädchen überbrachte seine Karte. Die Primadonna hatte seine Briefe schon so lange nicht gelesen, daß ihr der Name nicht weiter auffiel. Er wurde vorgelassen.

Als Hilarius in den äußerst eleganten Salon eintrat, kam ihm die Primadonna mit forschendem Blicke entgegen. Ihre Züge heiterten sich aber sofort auf, als sie in dem Unbekannten ihr „Glücksmännle“ erkannte. Freundlich sagte sie zu ihm: „Mein Herr, wir kennen uns eigentlich schon sehr lange, obwohl wir noch kein Wort mit einander gesprochen haben. Von der Bühne hatte ich so oft Gelegenheit, Sie zu beobachten, daß es mich freut, heute Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Dieser vielerheißende Anfang ermutigte Hilarius unendlich. Glückselig lispelte er: „Hochverehrtes Fräulein, ich bin glücklich darüber, daß Sie mich Ihrer Beachtung wert gehalten haben. Ein unbedeutendes Orchestermitglied, wie ich —“

Die Primadonna, die das Prinzip hatte, Mitglieder des Theaters, die nicht zu ihren Rivalinnen zählten, sehr freundlich zu behandeln, antwortete lächelnd: „O bitte, bitte! Die Herren vom Orchester sind durchaus nicht so unbedeutend, wie Sie es in Ihrer übertriebenen Bescheidenheit darstellen wollen. Was wären wir armen Sängern ohne sie. Wir sind ihnen auf Gnade und Ungnade überantwortet, denn ohne Orchester keine Oper! Sie sehen, daß ich den Wert der Herren, die sich in oft undankbarer Weise vor der Rampe abmühen, gar wohl zu würdigen weiß.“

„Eine solche Anerkennung,“ erwiderte Hilarius, „muß uns wahrlich mit Stolz erfüllen.“

„Undankbar im wahrsten Sinne des Wortes,“ fuhr die



Dies ist die Geschichte unseres armen Hilarius Hubmaier, und seines Liebesromanes Glück und Ende.

Eugen Raaben.

(Schluß.)

Bellas Verlobung.

Von C. v. Schwarzkoppen.



Noch niemals hatte Bella so schlecht geschlafen und noch niemals so seltsam beängstigende Träume gehabt wie in dieser Nacht. Sie erwachte mit einer schweren Last auf dem Herzen und konnte sich nicht sogleich besinnen, was denn eigentlich geschehen war. Dann aber suchte sie mit ihrer gewohnten sorglosen Lebhaftigkeit sich das Bedenkliche der kleinen Nachtszene auszuwerden. Was war es denn so Schlimmes gewesen? Eine Rose, die in einer Sommernacht unversehens auf die Straße fiel! Und gesetzt auch, der Doktor ließe den Zufall nicht gelten, so war er doch hoffentlich ein viel zu ernsthafter Mann, um sich bei solchen Kindereien aufzuhalten. Kindereien? Ach, Bella fühlte es doch, daß sie dazu nicht mehr berechtigt war. Sie dachte an Lanzberg und konnte nun erst recht keine Entschuldigung mehr für ihr Betragen finden. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie das Geschehene hätte ungeschehen machen können!

Sie stand auf, frühstückte, begoß ihre Blumen und versorgte den Vogel. Aber wie sie sich auch zu zerstreuen suchte, die Besonnenheit, die sie verfehlen wollte, kehrte immer wieder. Bei jedem Gehen der Hausthür schrak sie unwillkürlich zusammen.

Gegen Mittag, als sie in die Wohnstube herunterkam, hörte sie nebenan ihren Vater mit unterdrückter Heftigkeit sprechen. Barmherziger Himmel, es war des Doktors Stimme, die antwortete. Sie klang ruhig, klar, wie die jemandes, der auf ein sicheres Ziel zusteuert. Den Zusammenhang des Gespräches konnte sie nicht verstehen, aber ihr Name wurde mehrfach in demselben genannt. Jetzt riß der Major die Thür auf.

„Bist du da? Komm herein!“

Sie gehorchte zitternd.

„Hierher!“ schrie der Major vor Zorn hochrot im Gesicht, als sie zaghaft an der Thür stehen blieb.

Aber da er ihre Furcht sah, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend: „Tritt näher, Kind, und ängstige dich nicht. Es handelt sich um ein Mißverständnis, das du mit einem Wort lösen kannst. Dieser Herr beschuldigt deinen Vater eines feigen, unloyalen Verfahrens.“

„Bitte, Herr Major, dieser Ausdruck habe ich mich nicht bedient.“

„Was liegt an den Ausdrücken, wenn die Meinung die nämliche ist! Aber haben Sie nicht etwa behauptet, daß ich Ihnen lediglich wegen verroffelter adliger Vorurteile die Hand meiner Tochter verweigert hätte, unter dem Vorwande, daß dieselbe keine Neigung für Sie fühle, während Sie doch den Beweis ihrer Liebe in Händen hätten? Von solchem Vorwurf wird mich das Wort meiner Tochter entlasten. Sprich, Kind, hast du diesem Herrn heute Nacht eine Rose zugeworfen oder nicht?“

Bella blickte schier entsetzt ihren Vater an. Sie erröthete und erblaßte fast in dem nämlichen Augenblick, brachte aber kein Wort über die Lippen.

„Nun?“ fragte der Major erstaunt.

Ein triumphirender Ausdruck flog über die Züge des Doktors.

Bella warf sich an den Hals ihres Vaters.

„O, Papa, Papa — es war nicht so gemeint!“ flüsterte sie.

Aber der alte Mann, von einer plötzlichen Erkenntnis getroffen, machte ihren Arm rauh von sich los.

„Hier giebt es nur eine Meinung, und die wird meine Tochter vertreten,“ sagte er in leisem, aber so hartem Ton, wie Bella ihn noch niemals von ihm gehört hatte. „Herr Doktor, nehmen Sie die Hand Ihrer Braut — und zugleich meine Entschuldigung wegen eines unbegreiflichen Irrthums. Es scheint, daß ich alt werde und mich nicht mehr auf das Er-raten jugendlicher Gefühle verleihe.“

Er schellte und befahl der eintretenden Dore, seine Frau zu rufen. Diese kam ganz erschrocken aus der Küche herauf, wo sie mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt gewesen war.

„Unsere Tochter hat die Wahl ihres Gatten getroffen, ohne uns vorher zu benachrichtigen,“ redete der Major seine Gattin mit so steifer Förmlichkeit an, als ob es sich um eine große dynastische Begebenheit handelte. „Da dieselbe aber auf einen ehrenhaften Mann gefallen ist, gegen den sich nichts einwenden läßt, so bleibt auch dir nichts übrig, als nach-träglich deinen Segen zu geben. Du darfst in Herrn Doktor Spatz unsern künftigen Schwiegersohn begrüßen.“

Das war eine seltsame Verlobung, bei der keinem der Beteiligten wohl zu Mute war. Man hat den Doktor zu Tisch, und die alte Dore wurde zum Konditor geschickt, um einen Kuchen zum Dessert zu holen; auch der Keller gab das Notwendige her. Aber die Kosten der Unterhaltung hatte der Bräutigam fast ausschließlich zu tragen, und als der Major in kurzen dürren Worten das Wohl des verlobten Paares ausbrachte, zitterte das Glas so heftig in den Händen der Braut, daß sie kaum damit anzustoßen vermochte.

„Um Gotteswillen, Kind, wie ist denn das nur gekommen?“ fragte später flüsternd die Mutter, als der Doktor ein paar Stunden Urlaub genommen hatte, um in seinem Bureau einige Geschäfte zu erledigen.

Bella warf einen scheuen Blick auf den Vater, der mit starken Schritten in der Stube auf und ab ging.

„Ich weiß es nicht, Mama, es kam so unvermutet — ich kann es noch gar nicht fassen.“

Bald darauf klingelte es, und das übliche Brautbouquet wurde gebracht, aus Rosen und Myrten bestehend. Noch einmal flackerte in Bella die Hoffnung auf.

„Papa, laß mich es zurückschicken!“ rief sie flehenden Tones.

Der Major blieb stehen und sah sie groß an. „Wo denkst du hin? Ein anständiges Mädchen löst die Hoffnungen, die sie erregt, nur mit dem Trauringe ein.“

Glück und Friede waren von diesem Tage ab für lange aus dem kleinen Hause in der Winkelfasse entflohen. Selten hörte man dort noch einen munteren Schritt oder Ton. Der Major sprach kein überflüssiges Wort mehr, die Majorin konnte ein Gefühl heimlicher Bitterkeit über seine Härte nicht unterdrücken, selbst die alte Dore schlich mürrisch umher und warf tückische Seitenblicke auf ihren Herrn. Vor allem aber war es Bella, die unter ihrem aufgezwungenen Brautstand litt. Sie konnte kein Herz zu ihrem Verlobten fassen, ob dieser sie auch mit allen nur erdenklichen Aufmerksamkeiten umgab. Meinte sie doch immer die Augen des fernem Geliebten vorwurfsvoll auf sich gerichtet zu sehen. Ob Lanzberg von ihrer Verlobung wußte? In den Zeitungen war dieselbe nicht veröffentlicht worden, und soviel sie gehört, hatte er seit einiger Zeit keine Beziehungen mehr mit den früheren Kameraden unterhalten. Vielleicht war sie schon tot für sein Herz — es heißt ja, daß die Männer heutzutage so schnell, so schnell vergessen. Aber wenn dem nicht so war? Ihre ganze Seele erbehte bei dem Gedanken, daß sie ihn dann durch eigene Schuld verloren haben würde. Eine glühende Sehnsucht, ein unbeschreiblicher Drang nach Freiheit überkam sie. Aber sie wagte sich an den Vater mit Bitten und Vorstellungen nicht mehr heran. Der alte Mann war ja völlig verwandelt, in seinem Ehr- und Rechtsgefühl sozusagen erstarrt. Er schien Aug und Ohr absichtlich gegen den Seelenkampf der Tochter zu verschließen, und wollte ihn ja einmal eine Regung des Mitleids beschleichen, so nahm er Hut und Stoß, um ins Wirtshaus zu gehen, was er vordem schon als sparsamer Hausvater niemals gethan hatte. Unwirsch und unzufrieden kehrte er von dort zurück, die Frauen konnten ihm nichts mehr recht machen, er wachte nur wie ein Argus darüber, daß sie sich in ihren Gefühlen gegen den Doktor nicht vergäßen und es demselben an keiner Rücksicht fehlen ließen.

Vielleicht wäre es das Natürlichste gewesen, wenn Bella sich ihrem Verlobten entdeckt hätte. Aber der Zwang, unter welchem sie lebte, und die Furcht vor dem Zorn ihres Vaters hielt sie davon zurück. Wäre der Doktor ein ebenso guter Herzenskenner gewesen, als er durch seinen Beruf mit der größeren Menschennatur in ihren Schwächen und Leidenschaften vertraut war, so würde es nicht erst eines besondern Vertrauensaktes bedürft haben, um ihm die Augen zu öffnen. Bellas gezwungenes Wesen sagte genug. Aber der kluge, gewiegte Advokat war nur ein Neuling im Reiche der Gefühle. Der rastlos arbeitende Verstand hatte bei ihm stets das Gemüthsleben überwuchert; er war dreißig Jahre alt geworden, ohne eine wahre Herzensneigung empfunden zu haben. Bellas Schönheit hatte zuerst seine Sinne gefangen genommen, ihr kindischer Übermut ihn gereizt; mit zäher Beharrlichkeit hatte er dann nach ihrem Besitze gestrebt und sich selbst durch eine unumwundene Abweisung nicht entmutigen lassen, sondern „seinen Prozeß durch alle Instanzen getrieben“, wie er sich im Scherze einmal ausdrückte. Aber er war als Sieger und Besiegter zugleich aus diesem Kampfe hervorgegangen. Zudem er Bellas Jawort gewann, hatte er sein Herz bereits an sie verloren, sein ganzes Sinnen und Streben ging jetzt darauf hin, ihr an seiner Seite eine sorglose, glänzende Zukunft zu bereiten. Er arbeitete eifriger denn je, und sah mit lebhafter Befriedigung auf seine täglich wachsende Praxis. Die Prozesse fielen ihm nur so zu, es hieß, daß er noch niemals einen verloren habe und auch die verwickeltesten Fäden mit geschickter Hand entwirre. Bei solchem Rufe ließ sich schon ein Vermögen erwerben.

Eines Morgens trat er in sein Bureau, um nach neu eingegangenen Sachen zu fragen. Der Sekretär, ein schon älterer klug aussehender Mann, überreichte ihm einen Brief, indem er zugleich auf ein dazu gehöriges, ziemlich umfangreiches Aktenstück deutete. „In Sachen von Lanzberg contra Staffellius“ sagte er. „Es wird wohl der nämliche Erbschafts-prozeß sein, der vor Jahren schon einmal beim hiesigen Gericht anhängig gemacht, aber nicht zu Ende geführt wurde. Mich dünkt, Herr Doktor, ich habe Ihnen von demselben erzählt. Ihr Vorgänger, bei dem ich damals im Dienste stand, hatte ihn zu führen.“

Der Doktor hatte den Brief aufmerksam gelesen.

„Sie haben recht, Bergmann,“ erwiderte er. „Aber der Prozeß soll durch das kürzlich erfolgte Ableben der alten Frau Staffellius, der letzten Besitzerin des streitigen Objectes, in ein neues Stadium getreten sein. So wenigstens schreibt mir hier ein Lieutenant von Lanzberg aus D., der sich für den nunmehr berechtigten Erben hält, indem er mich bittet, den Prozeß beim Gerichte wieder aufzunehmen und dabei seine Ansprüche zu vertreten. Er scheint mit den Verhältnissen hier ziemlich vertraut zu sein — er hat ja wohl früher hier gestanden?“

Der Sekretär nickte bejahend.

„Ich werde mich aber erst genau informieren,“ fuhr der Doktor fort, „ehe ich mich auf etwas Bestimmtes einlasse. Die Angaben des jungen Offiziers scheinen nicht ganz vollständig.“

„Wäre es nicht am besten, wenn Sie demselben anheimgäben, sich zu einer mündlichen Besprechung hier einzufinden?“ erlaubte sich der Sekretär zu bemerken. „Es könnte viel unnützes Hin- und Herschreiben dadurch erspart werden.“

„Gut,“ sagte der Doktor nach kurzem Besinnen. „Sie sollen ihm den Vorschlag in meinem Namen machen, sobald ich aus den Akten einen ungefähren Einblick in die Sache gewonnen habe.“

Der Vorschlag ging noch selbigen Tages an seine Adresse ab, und Lanzberg antwortete umgehend, daß man ihn in kürzester Frist erwarten dürfe.

Es war wenige Tage später. Bella saß ahnungslos arbeitend am Fenster und blickte zuweilen mit trüber Gleichgültigkeit auf die Straße hinaus. Die Mutter hatte sie von ihrem Plage aus schon seit einer Weile schweigend beobachtet. Wie bleich das Mädchen aussah! Und wo es nur noch mit dem Glend hinaus sollte! Gestern war schon von dem Heiratsstermin die Rede gewesen, den man in einem der nächsten Monate festsetzte. Bella hatte nichts dazu gesagt. Sie war seit einiger Zeit völlig apathisch, und selbst ein Blinder hätte sich kaum darüber täuschen können, wie sie auch körperlich litt. „Blutarmut,“ sagte der Arzt, „sie müßte in ein Stahlbad.“

„Dazu haben wir kein Geld,“ erwiderte finster ab-lehnend der Major. Aber es war nur ein Vorwand, er wußte sehr wohl, daß ein Stahlbad es nicht thäte, daß er allein hätte helfen können, wenn —. Aber daran war nicht zu denken. Wie es dabei freilich in seinem innersten Herzen aussah, das oft gar wild und schmerzlich aufzuckte, wußte niemand. Selbst die treue Majorin hatte es allmählich verlernt, darin zu lesen. Eine Kluft hatte sich zwischen den Gatten aufgethan, unmerklich erst, dann immer weiter und weiter — noch machten sie es sich nicht klar, aber schon drohte sie, die Liebe und Treue eines langen Lebens zu verschlingen.

Die Gedanken der Mutter kehrten zu dem Hochzeitstage der Tochter zurück. Sollte er denn wirklich schon so unabwendbar nahe sein? Wie hatte sie sich denselben früher oft so glücklich ausgemalt! In Kranz und Schleier, froh erröthend, hatte sie im Geiste ihr liebliches Kind über die blumengeschmückte Schwelle schreiten sehen, einer lachenden Zukunft entgegen! Und nun sollte dasselbe so mutlosen gedrückten Herzens aus dem väterlichen Hause scheiden. Es wurde ihr bei dieser Vorstellung ganz trübe vor den Augen.

Plötzlich that Bella einen Schrei.

„Um Gott, Kind, was ist dir?“ rief die Mutter erschrocken hinzueilend.

„Da — dort!“ stammelte Bella mit zitternder Hand durch das Fenster deutend.

„Wo — wer?“

„Er — Lanzberg — o mein Gott!“

„Du träumst, Kind. Wie käme er hierher? Eine zufällige Ähnlichkeit —“

Aber Bella hatte ihn nur zu deutlich erkannt; er hatte zu ihr hinaufgesehen, ihre Blicke waren sich begegnet — der seine war hell und hoffnungsfreudig gewesen — noch wußte er also nichts von ihrer Verlobung, aber schon in der nächsten Minute konnte er sie erfahren. Der erste Bekannte, der ihm begegnete und es ihm mittheilte — die Sperlinge, die es vom Dache zwischerten! Nein, das durfte nicht geschehen! Sie selbst mußte es ihm sagen, ihm alles bekennen — um jeden Preis! Mit plötzlicher Energie riß sie das Fenster auf, sie wollte rufen, aber der Laut erstarb auf ihren Lippen. Die Aufregung war zu groß für ihre abgespannten Nerven gewesen, sie fing an zu zittern, verfärbte sich und sank ohnmächtig zur Erde. Auf den Hilferuf seiner Frau trat der Major hastig in die Stube. Er sah, was geschehen war, und hob die Ohnmächtige auf, um sie auf das Sofa zu betten. Die Mutter stützte ihr den Kopf, rieb sie mit flüchtigen Essenzen. Aber alles ohne Erfolg. Bella lag still und regungslos wie eine Tote, mit geschlossenen Augen und bläulich gefärbten Lippen. Entsetzen faßte bei diesem Anblick das Herz der unglücklichen Frau. Sie dachte, daß ihr Kind vielleicht niemals wieder erwachen würde, und daß es der eigene Vater gewesen, dessen Härte das junge Leben zerstört habe.

„Mörder!“ drang es verzweiflungsvoll zwischen ihren Lippen hervor.

Der Major fuhr zusammen, wie von einem Schlage getroffen. Er sah wie erstarrt zuerst auf das Kind, dann auf die sonst so sanfte und geduldige Frau, von der er in den langen Jahren seiner Ehe kein böses Wort gehört hatte, er vermochte nicht zu sprechen, aber der Angstschweiß floß ihm in großen Tropfen von der Stirn. Endlich raffte er sich auf, um nach dem Arzte zu schicken.

Angstvolle Minuten vergingen bis zur Ankunft desselben. Die Eltern standen sich ratlos am Lager der noch immer bewußtlos daliegenden Tochter gegenüber und vermieden einander mit den Blicken zu begegnen. Blisth schnell zogen die Leiden und Kämpfe der letzten Monate noch einmal an ihren Seelen vorüber. Sollte dies das Ende davon sein? Der Major erschrak vor dem grausigen Zukunftsbilde, das sich ihm enthüllte. Die Tochter tot — die Gattin mit dem Gatten in graufamer Anklage habend!

Endlich erschien der Arzt und seinen wiederholten energischen Belebungsversuchen gelang es, die Ohnmächtige wieder zu erwecken. Matt, noch immer abwesend im Geiste, wie nach einem entschwindenden Traumbilde suchend, schlug Bella die Augen auf. Allmählich klärte sich ihr Blick, sie erkannte die Mutter und schien sich auf das Vorhergegangene zu be-

finnen, ein Zug stiller Entschlossenheit trat in ihr Gesicht. Aber indem sie sich aufrichten wollte, machte die erschöpfte Natur aufs neue ihre Rechte geltend, sie sank zurück und verfiel in einen tiefen Schlaf.

„Wird sie leben?“ fragte kaum hörbar der Major.

„Ja, mit Gottes Hilfe!“ erwiderte zuversichtlich der Arzt. „Es war eine heftige Nervenkrise, aber die jugendliche Konstitution hat sie glücklich überwunden. Sorgen Sie nur, daß keinerlei Aufregung an die Kranke herantritt.“

Bei diesen Worten reichten sich die Gatten, von einer namenlosen Angst befreit, in stummer Verköhnung und Versicherung die Hand.

Es war nahezu Abend. Doktor Spatz saß in seinem Arbeitszimmer tief in Altien vergraben und grübelte über den Lanzbergischen Prozeß; derselbe aber vermochte nicht seine Aufmerksamkeit ganz zu fesseln. Es ging ihm Vieles im Kopfe herum. Zumeist Bellas jetzt so häufig leidender Zustand. War derselbe wirklich rein körperlicher Natur? Zum erstenmale stiegen ihm Zweifel auf; noch huschten sie nur wie unbestimmte Schatten über seinen Weg, aber mit all seinem scharfen skeptischen Geiste vermochte er nicht, sie zu bannen. Nun kam auch noch eine einfältige Erinnerung dazu, die halb verwischt in ihm geruht hatte, und durch den Namen „Lanzberg“ wieder aufgefrischt worden war. Man hatte Bella, ehe sie seine Braut war, einmal in seiner Gegenwart mit den ihr früher bewiesenen Aufmerksamkeit des jungen Offiziers geneckt, und sie war dabei lebhaft erröthet. Doch was wollte das Erröthen eines siebzehnjährigen Mädchens sagen? Bei Bellas zartem Teint und leicht erregbarem Temperament kam und ging die Farbe überhaupt bei dem unschuldigsten Anlaß. Er war ein Narr, sich darüber auch nur einen Gedanken zu machen.

Mit erneuertem Eifer wandte er sich seinen Altien zu. Es wurde an die Thür geklopft. Unwillig über die Störung blickte er auf. Aber seine Blicke nahmen den Ausdruck der Verwunderung an, als er seinen künftigen Schwiegervater mit ernster, gezwungener Miene bei sich eintreten sah.

„Was führt Sie zu mir, Herr Major?“ fragte er.

Der Alte räusperte sich und nahm nur zögernd den ihm dargebotenen Stuhl. Man sah es ihm an, wie sauer ihm der Gang geworden war, zu dem ihn die Herzensangst um Glück und Leben der Tochter getrieben, und wie mühsam er jetzt nach den Worten zu der notwendigen Erklärung suchte.

„Ich komme in einer peinlichen Angelegenheit,“ begann er endlich sich mannhaft zusammennehmend, „und Sie dürfen es mir schon glauben, daß es für einen alten Soldaten keine Kleinigkeit ist, die Nachsicht und Vergebung eines so viel jüngeren Mannes in Anspruch zu nehmen. Denn in dieser Absicht bin ich hier. Wie Sie mich vor sich sehen, einen Mann, dem seine Verpflichtungen zeitweilig eine heilige Ehrensache gewesen sind, und der nun doch sein Wort nicht zu halten vermag — meine Frau — mein Kind —“

Er schluckte und konnte nicht weiter. Den Doktor durchsuchte eine plötzliche Erkenntnis.

„Sie haben mir vermutlich eine Botenschaft von Ihrer Tochter zu bringen?“ sagte er, erblaffend zwar, aber doch seine gewohnte Fassung behauptend.

„So ist es,“ entgegnete der Major, indem er einen Brief aus der Brusttasche hervorzog. „Das arme Kind — sie ist sehr leidend — ein Irrtum ihrer Gefühle —“

Der Doktor hatte Bellas Brief hastig ergriffen und gelesen, eine heftige Bewegung malte sich in seinen Zügen.

„Habe ich recht verstanden?“ fragte er. „Ihre Tochter glaubt mich nicht zu lieben, und Sie wünschen als zärtlicher Vater, daß ich derselben ihr Wort zurückgebe? Man hat also eine Komödie mit mir gespielt und auf meine Gütmütigkeit gerechnet.“

Der Major wollte auffahren, bezwang sich aber und sagte möglichst gelassen:

„Ich habe in diesem Augenblick kein Recht, Ihre Beleidigungen so zurückzuweisen, wie ich es sonst gethan hätte. Denn ich fühle mich tief in der Schuld. Indem ich Bella zwingen wollte, ein leichtsinnig begangenes Unrecht wieder gut zu machen, bedachte ich nicht, daß ich das Lebensglück zweier Menschen auf das Spiel setzte. Lange habe ich mich gegen diese Einsicht gewahrt. Erst heute —“

„Heute?“ unterbrach ihn der Doktor rasch aufblickend. „Aber Bella spricht doch hier in ihrem Briefe von einer früheren Neigung, die sie nicht zu überwinden vermöge? Sollten Sie meinen glücklichen Nebenbuhler nicht kennen?“

„Von einem ‚glücklichen‘ Nebenbuhler kann keine Rede sein,“ versetzte der Major mit Bestimmtheit. „Meine Tochter wird vermutlich immer bei uns bleiben.“

„Aber doch von einem Nebenbuhler,“ beharrte der Doktor. „Würden Sie mir seinen Namen nennen?“

„Es ist kein Grund, Ihnen denselben zu verschweigen. Der Lieutenant von Lanzberg hat sich vordem um Bella beworben, aber die Verhältnisse gestatteten keine Verbindung, und die Beziehungen sind längst abgebrochen.“

Misträuisch sah der Doktor ihn an. „Der Lieutenant von Lanzberg sagten Sie? Und die Beziehungen wären abgebrochen? Ein seltsames Zusammentreffen dann! Vor ein paar Stunden war er hier.“

Der Major griff sich bestürzt an die Stirn. „So hätte Bella doch Recht gehabt, die ihn auf der Straße zu erblicken glaubte? Wir hielten es für ein Bild ihrer aufgeregten Phantasie. Aber was kann ihn hierher geführt haben?“

„Eine sehr praktische Angelegenheit,“ versetzte der Doktor mit einem sonderbaren Lächeln. „Er hat mich mit der Führung eines alten Erbschaftsprozesses betraut, welcher neuerlich in ein günstiges Stadium getreten ist. Sollten Sie aber,

Herr Major, wirklich nichts von diesem Prozesse gehört haben, der ihn vielleicht in kurzer Zeit zu einem wohlhabenden Manne machen wird — zu einem wohlhabenderen Manne, als ich es bis jetzt noch bin?“

Eine Purpurröthe bedeckte bei diesen Worten das Gesicht des braven alten Soldaten. Er starrte den Doktor ganz verwirrt und erschrocken an.

„Nein, davon wußte ich nichts,“ brachte er endlich mit keuchendem Atem hervor. „Wenn dem aber wirklich so ist, so kann ich meiner Tochter nicht helfen. Dann muß alles beim Alten bleiben, für einen schlaunen Spekulanten soll man mich nicht halten.“

Er wollte davonspringen, aber der Doktor legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter.

„Es wird Sie auch so niemand dafür halten, lieber Major,“ sagte er in halb gerührtem, halb spöttischem Ton. „Aber Sie müssen mir nur die Zeit geben, mich in das Unerwartete zu finden. Man reißt sich eine geliebte Braut nicht so glatt vom Herzen. Dieselbe aber gegen ihre Neigung zu besitzen, wäre nicht nach meinem Geschmack. Geben Sie Bella ihre Freiheit zurück und sagen Sie ihr, daß sie sich mit ihrem Vertrauen nicht umsonst an mich gewendet habe. Denn was den Prozeß des Herrn von Lanzberg betrifft —“

„Der kann jetzt für Bella von keinem Interesse sein,“ unterbrach ihn heftig der Major. „Und daß Sie darauf verzichten, ihn zu führen —“

„Im Gegenteile, Herr Major, ich denke nicht darauf zu verzichten, sondern nun erst recht meine ganze Kraft dabei einzusetzen. Und — im Vertrauen gesagt — wir werden etwas damit erreichen. Eine Revanche will doch der Mensch für seine zerstörten Hoffnungen haben — Bellas Glück soll das meinige sein.“

Jahre sind vergangen. Wir finden den Doktor nicht mehr in unserer bescheidenen Provinzstadt, er ist nach Berlin übersiedelt, wo sein Name als der eines der bedeutendsten Juristen genannt wird. Aber auch die Befriedigung des Herzens hat er dort gefunden. Er lebt in glücklicher Ehe mit einer schönen, hochgebildeten Frau, die ihm eine passendere Gefährtin ist, als die kleine Bella es ihm je hätte werden können. Mit der letzteren und ihrem Gatten aber steht er in dauernder freundschaftlicher Beziehung. Er hat Lanzbergs Prozeß gewonnen und darauf selbst den Freier für ihn bei Bellas Vater gemacht, mit gutmütiger Polemik die Bedenken des eigensinnigen alten Ehrenmannes überwindend. Die jungen Leute sehen in ihm den Begründer ihres Glücks. Ihre neue Garnison liegt keine halbe Tagesreise von Berlin entfernt, und es ist für sie jedesmal ein Festtag, wenn der berühmte Rechtsanwält sich vom Drange seiner Geschäfte losmacht, um eine kurze Einker bei ihnen zu halten. Ihn aber freut es, Bellas altes fröhliches Lachen wieder zu hören, und er wundert sich stets aufs neue, welche ein prächtiges, rühriges Hausmütterchen die Liebe aus ihr gemacht hat.

A Ninon.

Von Alfred de Musset.

Und wenn ich dir geständ', daß ich dich liebe,
Wer weiß, was du Blauäugige dann sagtest?
Wenn Liebesgram mich zur Verzweiflung triebe,
Bestraftest du, daß ich nicht standhaft bliebe,
Vielleicht ein Weh, das du schon selbst beklagtest.

Wenn ich dir sagte, monatlanges Schweigen
Barg Wunsch und Weh auf der Vernunft Geheiß —
Ninon, du Fee, die Klugheit, die dir eigen,
Die liebst du im Erraten mir zu zeigen,
Und du erwidertest vielleicht: ich weiß!

Wenn ich dir sagte: märchenreich beglückt
Bin ich, wenigleich du mir die Freiheit raubst —
Ein Hauch von Zweifel und von Schwermut schmückt
Nur lieblicher die Stirn, die mich berückt —
Vielleicht erklärst du, daß du es nicht glaubst!

Wenn ich dir sagte, daß in Traum und Wachen
Ein Mund mir lächelt, der der Rose gleicht,
Wenn ihre Blätter aus der Knospe brachen,
Wie deine Lippen, Ninon, wenn sie lachen —
Sagt' ich es dir, so lachtest du vielleicht!

Doch du erfährst es nicht; so ganz bethören
Lieb ich mich nicht. Bei deiner Lampe Schein-
Will ich nur plaudern und dich plaudern hören.
Dein Lächeln, Zweifelnde werde ich nicht stören:
Du findest keinen Grund, mir gram zu sein.

Und muß ich mit dem Abend von dir scheiden,
Und schließe ich in mein Gemach mich ein,
An der Erinnerung Schätzen mich zu weiden —
Dann öffne ich mein Herz, daß Glück und Leiden
Allein du bist, wie einen Perleschrein.

Ich liebe — meine Rede bleibt gelassen.
Ich liebe — innig, ohne eitlen Trug,
Und innig will ich selbst das Leid umfassen.
Ich habe mir gelobt vom Hoffen abzulassen,
Doch nicht vom Glück; dich sehen ist genug!

Nie leuchten mir des höchsten Festes Kerzen,
Nicht ich bin's, den du liebst, um den du klagtest;
Ich fühl's an allem, selbst an meinen Schmerzen —
Und doch — geständ' ich, was ich heg' im Herzen,
Wer weiß, was du Blauäugige dann sagtest?

Übersetzt von Auguste v. Reichenau.

Die Ausstattung einer Braut.*

Von Veronica v. G.

I. Die Leibwäsche.



„Schmurre, Mädchen;
Dreh dich, Mädchen;
Rühr' den Fuß und die
Finger, Mädchen!
Roll auf die Spindel den
Faden fein,
Spinn dir den Freier ins
Haus hinein!“

„Spinn dir den Freier
ins Haus hinein!“
hieß es in jener
längst verklungenen
Zeit, in welcher das
Spinnrad Symbol
häuslichen Fleißes
war. Kaum dem Kin-
desalter entwachsen,
war es ernste Pflicht
der Jungfrau, für
ihren künftigen eigen-
ständigen Haushalt selb-
ständig schaffen ein-
zutreten; Pflicht und
Freude war es der
emigen Hausfrau,
mit rüstiger Hand
zu sorgen, daß der
Linnenschatz ihres
Hauses sich nimmer verringere; mit rührigen Fingern und glücklichen Lächeln rundete die Eltermutter den flächsenen Faden zu seinem Gespinnst, junges, frisches Leben damit zu umhüllen, und mit dürer, knöcherner Hand mühte sich die Urhahn, um ihren altersmüden Leib in selbstgeponnemes Totenhemd zu betten.

Wo ist sie hin die poesieumwobene, schöne Zeit der Spinnstuben? Wo ihn heute noch finden, den guten Hausgeist in Gestalt des Spinnrockens, der altersgeschwärzt und ehrwürdig, ein pietätvoll gehaltenes Erbstück, von Geschlecht zu Geschlecht den Vorrat der Leinentruhe trotz unablässigen Verbrauches in seiner Fülle und Vollständigkeit erhielt. Fast vergessen ist das geringe und doch so bedeutame Werkzeug, in dessen behagliches Schnurren und Summen sich von jeher so viel Leid und Lust gemischt hat. Vorüber! denn der Webstuhl der Zeit hat für unser Jahrhundert ein anderes Gewand geschaffen, der Gewerbefleiß heutiger Zeit trägt ein anderes Gepräge; Erfindungen verdrängten Erfindungen und schufen endlich die Maschine, die das Spinnrad zum Stillstand gebracht und auf die Bodenkammer verwiesen hat!

Nein, die Anforderungen der Jetztzeit gestatten der Frau der höheren Bildungsstufe kein tranliches Stündchen am Spinnrad mehr. Freilich manches unserer modernen Mägdelein würde vielleicht gern einige Stunden am Rocken ausharren und sich die zarten Fingerlein wund und weh drehen, ließe sich nur der flüchtige kleine Gott Amor an den geponnenen Fäden heranziehen! Nichts für ungut! Diese stille Sehnsucht ist der Mädchenjahre gutes Recht. „Eigener Herd ist Goldes wert,“ sagt ein altes Wahrwort; und alle von der Emanzipation neuerdings aufgestellten und blind verfochtenen Behauptungen, daß „Hausfrau, Gattin und Mutter sein“ nicht länger mehr als der einzige, ausschließliche Beruf der Frau gelten dürfe, kommen nicht auf gegen das ihr innewohnende Naturgesetz, welches sie, trotz aller Neigung für diesen oder jenen modernen Beruf, bei gebotener Möglichkeit dem Brautstande zuführt.

Dem Brautstande! — Das ist der wichtigste und schönste Lebensabschnitt zugleich! Auch die Braut, welche sich den Freier nicht gerade ins Haus gesponnen hat, darf nun den Faden ihres Lebensglückes fort und fort spinnen und glätten. Gedanken spinnen und sinnen muß sie, ihre Ehe zum reichsten, irdischen Glück zu machen, welcher Gesellschaftsklasse sie auch angehören mag, welcher Art auch die an sie gerichteten Forderungen seien. Aber nicht die glänzenderen Gaben des Geistes allein vermögen dies zu bewerkstelligen; häuslicher, praktischer Sinn, Sparsamkeit und Ordnung, das sind die Wissenschaften, die vor allem eine Hausfrau begleiten und bei ihr Wohnung nehmen müssen. Und hatte ein junges Mädchen in ihrem Jugend-Heim auch noch so wenig Gelegenheit oder Neigung zu wirtschaftlicher Ausbildung, — sobald sie das bindende Wort gesprochen, wird sicher das Interesse für ihr künftiges eigenes Heim erwachen, wird sie schaffenlustig daran gehen, Schränke und Kasten zu füllen mit schneeigem Leinen, wird sie fragen und denken, wie es klug, wie es praktisch und sparsam anzufangen sei, das große reizvolle Werk der Aussteuer.

Unzweifelhaft ist es ein großes Werk! Nicht dort, wo reichliche Mittel jede bequeme Handhabe bieten, wo man zu dem einfachen Ausweg der Bestellung bei Kaufleuten und Näherinnen schreitet und sich nur die Mühe des Bezahleus macht, am wenigsten dort, wo Ausstattungsmagazine je nach der ausgeworfenen Summe selbständig die ganze Einrichtung besorgen und die junge Frau in ein ihr völlig fremdes Heim einziehen lassen! Nein! Wohl aber da, wo die Braut unter der belehrenden Beihilfe der Mutter oder anderer erfahrener Frauen selber prüft, wählt und bestimmt. Unter ihrem wertvollen Beirat wird sie lernen zu rechnen, genaue Einteilung für die einzelnen Zweige der Wirtschaftseinrichtung zu machen und, nachdem eine Summe für die Totalbeschaffung der Ausstattung normiert wurde, wiederum die Einzelabteilungen,

* Anmerkung der Redaktion. Wir beabsichtigen in einigen instruktiven Aufsätzen eine durch Ziffern belebte Darstellung der Wäsche-Ausstattung einer Braut zu geben. In der Annahme, daß Ziffern- und Preisangaben hierbei nötig sind, aber nur wirklichen Wert haben, wenn sie auf sicherer Veranschlagung beruhen, haben wir unser Zahlenmaterial der Begutachtung eines renommierten Fachmannes, des Herrn F. V. Grünfeld, Hoflieferant, Landesgut i. Schl., unterbreitet, sodas wir für die Zahlen nimmehr Gewähr bieten können. Diese Firma hat sich überdies bereit erklärt, schriftliche Anfragen von Bazar-Abonnenten bezüglich anderweitiger Zusammenstellungen von Wäsche-Ausstattungen zu beantworten, wie auch die Ausführung von Wäsche-Ausstattungen jeder Art zu übernehmen.

wie: Wäsche und Betten, Mobiliar, Gardinen, Portieren, Draperien, Teppiche und Decken, Küchenmöbel, Küchengerät, Waschgerät, Hausrat und Luxusgegenstände, Garderobe mit bestimmten Summen zu belegen, so wird man zur Einheit, Ordnung und Sparbarkeit gelangen und endlich in der Ausstattung wirklich ein „großes Werk“ zu Stande gebracht haben!

Die Beschaffung der Wäsche ist vor allem anderen das eigenste Gebiet der Frau. Leider begnügt sich heute der durch den Luxus der Zeit verwöhnte Geschmack oft nicht mehr mit schlichter Anordnung und ungekünstelter Einfachheit; zumal an einer Brautausstattung alles aufs zierlichste, beste und schönste hergerichtet werden soll. Und das kostet recht viel Geld! Oft werden auch aus bloßer Unkenntnis ganz unnötige Mittel verthan, wodurch hinterher die Freunde am Besitz durch das drückende Bewußtsein übermäßiger Kosten vergällt ist. Dem vorzubeugen haben wir uns, im Bewußtsein unserer Pflicht, überall als getreuer Beirat des Hauses die Hand zu bieten, die Aufgabe gestellt, mit praktischen Ratschlägen die Erledigung der Aussteuerfrage nach allen Beziehungen hin zu unterstützen. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, mit einem Schema von drei verschiedenen bezifferten Kapitalsanlagen einem großen Teil glücklicher Bräute gerecht zu werden, bemerken wir gleich hier, daß man etwa $\frac{1}{2}$ der ganzen Aussteuersumme für Wäsche und Betten anlegt. Gewöhnlich beginnt die Sorge der Aussteuer mit diesem, bezüglich der Anfertigung, mühevollsten und zeitraubendsten Theil. Vor allem gilt es die Stoffe, Leinen- wie Baumwollstoffe zu wählen und nach Meterzahl zu bestimmen. Hat man Gelegenheit, die Einkäufe bei einer realen Firma von altbewährtem Ruf zu machen, so wird man selbst bei geringem Verhältniß der Ware niemals Gefahr laufen, übervorteilt zu werden. Abgesehen aber hiervon, gereicht es keiner Frau zur Unehre, wenn sie darnach strebt, in dem ihr zugewiesenen Element sich mit Sicherheit zu bewegen, und im Kleinhandel vollends, der in kleinen Städten der Provinz den Bedarf der Landbevölkerung wie der Städter deckt, dürfte eine sichere Kenntnis der Leinen- und Baumwollstoffe von großem Wert sein. Hierzu sollen nachfolgende technisch-praktische Notizen aus sachverständiger Quelle die nötige Anleitung geben.

Mit welcher Sorte Leinwand wir es auch zu thun haben, ob schlesischer, westphälischer, sächsischer, hannoverscher oder irgend einer Sorte anderer Gattung, überall finden wir die Bezeichnungen „Creas“ oder „Hausmacherleinen gewaschen“ und „Hausmacherleinen geklärt“, ferner „Bleichleinen“ und „Batistleinen“. Das „Hausmacherleinen“ (Creas) ist ein garnweises Gewebe, wofür der ursprünglich graue Flachsfaden vor dem Weben gebleicht wird. Da hierzu nur ausgekocht gutes Material verwendet werden kann, denn spröde und durch die Bleiche angegriffene Garne würden sich nicht verweben lassen, so liegt der Vorzug des Hausmacherleins auf der Hand. Obzwar das „garnweisse Hausmacherleinen“ (sog. leinener Stuhlcreeas) nicht ein klares Weiß hat, so wird es dennoch gern seiner Solidität und Preiswürdigkeit wegen, je nach Wahl der Fadenstärke, für Leib- und Bettwäsche verarbeitet, da schon nach einigen Wäschen die Klärung beginnt. Wer diesen Prozeß nicht abwarten mag, thut gut, für gleiche Zwecke „Hausmacherleinen gewaschen“ oder „Hausmacherleinen geklärt“ zu wählen. Beide Arten sind an Wert der ersten gleich, nur ist „gewaschenes Leinen“ von dem Weber vollständig ausgewaschen, gewalkt, von der Säure der Schlichte (Stärke) befreit und zugleich gekrumpfen, so daß es später nicht mehr einläuft. „Geklärtes Leinen“ ist gewaschen, gewalkt und außerdem gebleicht. Die Bezeichnung „geklärt“ deutet also nur auf das weisere Aussehen.

Unter dem Namen „Bleichleinen“ werden im Handel eine Menge geringwertiger und beliebig benannter Leinentoffe vertrieben. Das „Bleichleinen“ wird nämlich in allen Qualitäten aus naturgrauem Garne hergestellt und als rohe Ware durch Anwendung von Rasenbleiche und chemischer Hilfsmittel, deren zeretzende Wirkung nur zu gut bekannt sind, zur vollen Weiße gezwungen. Mehr oder weniger wird hierdurch die Ware geschwächt; je geringer das verwebte Material ist, um so mehr wird dasselbe durch die Bleichmittel geschädigt. Es empfiehlt sich daher, „Bleichleinen“, das immer durch sein seidenartiges und schneeweißes Aussehen etwas Bestechendes hat, nur in besseren Sorten anzuwenden, und zwar da, wo nicht ein gedruckenes, festes, sondern ein fein aussehendes Gewebe erwünscht ist.

Ähnliches wie vom Leinen gilt von den Baumwollstoffen. Qualitäten mit derberem runden Faden ohne Appretur (sog. Stuhlcreeas) sind entschieden den vollweissen, gewalkten Stoffen (Shirting) vorzuziehen. Bei gleichmäßig schönem Aussehen nach der Wäsche lassen sich dieselben leichter reinigen und sind dauerhafter als die letzteren. Leinen wie Baumwollstoffe werden zur Leibwäsche verarbeitet, aus ersteren vorzugsweise Taghemden — obgleich auch diese neuerdings vielfach aus Baumwollstoff gefertigt werden — aus letzteren Nachthemden, Beinkleider, Nachjacken, Frisiermängel, Negligéjaken, Untertaillen, Unterröcke u. s. w. Während man die Nachthemden aus glattem Gewebe: Hemdentuch (Dowlas), Stuhlcreeas, Chiffon arbeitet, werden für die übrigen Gegenstände glatte und auch gemusterte Stoffe: Dimiti, Croisé, Halbpiqué, Piqué-Barchend und Satin gewählt. Hochgehende Ansprüche und ausgesuchte Eleganz fügen diesem Register wohl auch noch rohe Seide, Foulard, Surah und Levantine bei für Nacht- und Taghemden; indessen können wir diesem Luxus aus verschiedenen Gründen nicht das Wort reden.

Über die Form der Leibwäsche läßt sich an dieser Stelle nicht viel sagen. Wechselt dieselbe schon im ganzen wenig, so läßt es der technische Teil des Bazar nie daran fehlen, jederzeit das Neue den Leserinnen zu unterbreiten, und auch in diesem Jahre wird unsere Zeitschrift sich eingehend mit Vorlagen dieser Art beschäftigen. Weit reichhaltiger als die Formen der Wäschegegenstände sind die Garnituren. Hierbei findet die fleißige Hand der Braut, ihrer Schwestern und Freundinnen ein weites Feld, alle die Sachen und Säckelchen mit Spitzen und Stickereien auszustatten.

Stärkere Wäschegegenstände versieht man gern mit Leinenstickerei, d. h. Handstickerei auf feiner Leinwand, Madeira- oder gekloppter Zwirnspitze und Häfelci; zu feineren Stoffen gehört die Valenciennespitze und die französische Stickerei. Für die Wäschegegenstände aus Baumwollstoff dagegen bietet sich eine sehr große Mannigfaltigkeit, die mit Hilfe der Häfelciadel und den verschiedenartigsten Börtchen, Bändchen, Spitzen, Mignardisen gefertigt werden und entschieden den ge-

webten Trimmings, den Maschinenstickereien, den Schweizer- spitzen vorzuziehen sind, obzwar diese bei der heutigen Massenproduktion zu erstaunlich billigen Preisen angeboten werden.

Um sich einen richtigen Uberschlag des Stoffverbrauches machen zu können, stellen wir hier zunächst eine tabellarische Ubersicht der Duzendanzahl einzelner Gegenstände, sowie die Meterzahl per Duzend an Stoff und Besatz auf, nebst gleichzeitiger Notifizierung der Preise bei Selbstanfertigung, resp. der Anfertigung im Hause. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß in einem oder dem anderen hier normierten Etat beliebig weggelassen, d. h. die Stückzahl vermindert, die Preisbezeichnung also niedriger veranschlagt werden kann. Andererseits kann ebenso eine umfangreichere Stückzahl einzelner Kategorien bestimmt und der Etat erhöht werden. Die hier gegebenen drei Dispositionen bitten wir daher nur als ungefähre Richtschnur für die verschiedenen Lebensverhältnisse anzusehen.

Für Taghemden rechnet man per Duzend ca. 32 Meter Leinwand von 86 Cent. Breite (und pro Duzend ungefähr 24—30 Meter Besatz), gleichviel, welche Façon die Hemden erhalten, ob mit einfachen Bündchen, mit breiteren edigen oder runden Passen. Man pflegt nicht die ganze Zahl der Hemden von gleicher Qualität des Stoffes und von gleicher Form zu machen, sondern meist nur je 6 oder 12 übereinstimmen zu lassen. Die Besätze wie Spitzen, Stickereien u. können sogar paarweise wechseln.

Die Nachthemden erfordern einen Stoffaufwand von 44—48 Metern bei 83 Cent. Breite für das Duzend nebst 24—36 Metern Besatz bei reicherer Garnitur.

Zu einem Duzend Beinkleider, die gleichfalls zu je 6 in Stoff und Garnitur wechseln, gehören 22—24 Meter Stoff von 80—86 Cent. Breite; für Zwischenstücke, die glatt das Beinkleid begrenzen, genügen 12 Meter — Spitzen und Stickereien, die man kraus anzusehen pflegt, sind mit 16 bis 18 Meter pro Duzend zu berechnen.

Nachjacken erhält man das Duzend aus 24 Meter Stoff bei 83 Cent. Breite. Jacken aus dünnen Stoffen werden reicher, solche aus dickeren Stoffen weniger reich garniert, häufig sogar nur languettiert. 12 bis 18 Meter Stickerei, Trimmings oder Spitzen liefern den Auspuß. Negligéjaken werden länger hergestellt und erfordern daher etwas mehr Stoff.

Frisiermängel fallen bei einfacherem Wäschebedarf häufig ganz fort. Ihre Herstellung erfordert pro Stück $\frac{3}{4}$ —4 Meter Stoff und ebensoviele Besatz.

Ein einfacher Unterröck, z. B. aus Piqué-Barchend festonnirt oder mit gehäkelter Spitze begrenzt, erfordert $\frac{2}{3}$ Meter Stoff à 78 Cent. Breite, reichere Röcke mit Volant, Stickerei verlangen 4—4 $\frac{1}{2}$ Meter, Schleppröcke $5\frac{1}{2}$ —6 Meter Shirting oder Chiffon. Zu einem Flanelrock genügen $\frac{2}{3}$ Meter Stoff (einfache Breite).

1 Duzend Nachthauben, obgleich vielfach gänzlich weggelassen, schneidet man aus 4—5 Meter Stoff.

Aussteuer-Anlage Kapital ca. M. 300—350.

Hemden.
1 Duz. aus mittelstarkem Hausmacherleinen à m 1,15, Besatz à m 30 s M 45,—
1 Duz. aus feinem geklärtem Hausleinen à m 1,26, Besatz, breite Stickerei à m 70 s = 61,—

Nachthemden.
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Hemdentuch (Dowlas) à m 60 s, Stickerei à m 50 s = 22,—

Beinkleider.
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Hemdentuch à m 57 s, Trimmings à m 20 s = 8,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus gestreiftem Satin à m 80 s, Stickerei à m 60 s = 14,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Tricot-Barchend à m 90 s = 11,—

Jacken.
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus feinsädigem Stuhlcreeas à m 55 s, Trimmings à m 25 s = 8,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Piqué-Barchend à m 1,15 (languettiert) = 14,—

Unterröcke.
2 Stück aus weißem Shirting à m 65 s, mit glattem Volant = 5,—
2 Stück aus Piqué-Barchend à m 1,15 = 6,—
2 Stück aus Shirting mit breiter Stickerei, Shirting à m 65 s, 6 m Stickerei à m 1,20 ca. = 13,—

Nachthauben.
1 Duz. aus Bleichleinen mit Besatz = 15,—

Taschentücher.
1 Duz. mittelfeine Tücher = 9,—
1 Duz. feinere Tücher = 10,—
1 Duz. feine Tücher = 12,—

Wirtschaftsjchürzen.
1 Duz. bunte und weiße Schürzen = 25,—

Negligézeug.
6 Morgentücher, 1 Duz. Kragen, 1 Duz. Manschetten = 24,—

Strümpfe.
 $\frac{1}{2}$ Duz. bunte Strümpfe = 24,—

Summa M 326,—

Aussteuer-Anlage Kapital ca. M. 700.

Hemden.
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus feinem geklärtm Hausleinen à m 1,26, Stickerei à m 70 s M 92,—
1 Duz. aus ff. geklärtm Hausleinen à m 1,50, elegante Stickerei à m 1,15 = 80,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus hochfein prima Bleichleinen à m 2,05, gestickte Hemdenpassen à 4,00 = 57,—

Nachthemden.
 $\frac{1}{2}$ Duz. von feinsädigem Stuhlcreeas à m 60 s, Stickerei à m 50 s = 22,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. von feinem Chiffon à m 75 s, breite Stickerei à m 1,00 = 34,—

Beinkleider.
1 Duz. aus gestreiftem Satin à m 80 s, Stickerei à m 60 s = 27,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus glattem Croisé à m 90 s, Zwischenstück à m 1,10, Ansaß-Stickerei à m 1,00 ca. = 26,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Croisé-Barchend à m 1,10, Zwirns- spitzen à m 1,00 = 22,—

Summa M 360,—

Transport M 360,—

Jacken.

$\frac{1}{2}$ Duz. aus Satin damassé à m 1,10, Stickerei à 60 s M 17,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Croisé-Barchend à m 1,50, Zwirns- spitze à m 80 s = 25,—

Frisiermängel.

3 Stück aus Shirting und Stickerei ca. = 26,—

Unterröcke.

4 Stück Promenadenröcke aus glattem Stoff mit Volant ca. = 12,—
2 Stück Shirting-Promenadenröcke mit Stickerei- Volant ca. = 10,—
6 Stück Röcke aus Piqué-Barchend à m 1,30 ca. = 20,—
3 Stück Flanelröcke à m 2,00 = 15,—

Nachthauben.

1 Duz. aus Bleichleinen mit Besatz = 15,—

Taschentücher.

2 Duz. leinene Taschentücher = 20,—
1 Duz. leinene Tücher mit farbigem Rand = 12,—
1 Duz. batistleinene Tücher = 15,—

Wirtschaftsjchürzen.

1 Duz. diverse Schürzen = 30,—

Negligézeug.

1 Duz. Morgentücher aus Batist und Spitzen = 12,—
1 Duz. Kragen und Manschetten = 15,—
6 Untertaillen = 18,—

Strümpfe.

1 Duz. bunte Strümpfe = 15,—
1 Duz. bunte Phantasie = 20,—
1 Duz. fil d'Ecosse, farbig = 30,—

Summa M 687,—

Aussteuer-Anlage Kapital ca. M. 1325.

Hemden.

$1\frac{1}{2}$ Duz. aus ff. geklärtm Hausleinen à m 1,70, gute Handstickerei à m 70 s M 114,—
1 Duz. aus feinem prima Bleichleinen à m 1,50, feine Stickerei als Ansaß à m 1,20 = 84,—
1 Duz. aus hochfein prima Bleichleinen à m 2,05, gestickter Zwischenstück à m 1,00, Stickerei- streifen à m 1,20 = 125,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. feinstes Bleichleinen, sog. Batistleinen à m 2,65, feine Spitzen à m 1,00 = 72,—

Nachthemden.

1 Duz. aus Stuhlcreeas à m 80 s, 36 m Sticke- rei à m 70 s ca. = 63,—
1 Duz. aus feinsädigem Chiffon à m 75 s, 36 m Spitze oder Stickerei à m 1,20 ca. = 79,—

Beinkleider.

1 Duz. aus feinem Croisé à m 90 s, 12 m Zwischenstück à m 1,10, 18 m Stickereistreifen à m 1,00 ca. = 53,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus Croisé-Barchend à m 1,10, Zwirns- spitze à m 1,00 = 22,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus feinsädigem Chiffon à m 70 s, 6 m Spitzenzwischenstück à m 80 s, 8 m Spitze à m 1,00 ca. = 21,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus feinem gestreiftem Satin à m 1,10, 6 m Madeira- oder Stickerei à m 1,80 ca. = 24,—

Jacken.

$\frac{1}{2}$ Duz. aus Croisé-Barchend à m 1,50, 15 m Zwirns- spitze à m 80 s ca. = 30,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus feinem Croisé à m 1,10, 15 m Schweizerstickerei à m 1,20 ca. = 31,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. aus gemustertem Satin à m 1,25, 15 m gestickter Zwischenstück à m 80 s, 18 m Stickereistreifen à m 90 s ca. = 43,—

Frisiermängel.

6 Stück konfektionierte Frisiermängel aus Shir- ting, Satin, Croisé und Spitze = 60,—

Unterröcke.

6 Stück aus Piqué-Barchend à m 1,30 ca. = 20,—
6 Stück Shirting-Promenadenröcke mit Stickerei zu Volants = 36,—
6 Stück Flanelröcke (3 weiße, 3 rote), à m 2,00 = 30,—

Nachthauben.

$1\frac{1}{2}$ Duz. Nachthauben oder Neze mit Garnitur = 40,—

Taschentücher.

2 Duz. leinene Tücher = 24,—
1 Duz. batistleinene Tücher = 15,—
1 Duz. bunte Batisttücher = 20,—
1 Duz. Batisttücher mit Hohlraum = 21,—

Wirtschaftsjchürzen.

1 Duz. diverse Schürzen nebst Garniturartikel = 30,—
6 feinere Schürzen, sog. Theeschürzen = 20,—

Negligézeug.

12 Untertaillen mit Stickerei = 48,—
6 Morgentücher = 9,—
 $1\frac{1}{2}$ Duz. Kragen und Manschetten = 35,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. Nachttücher nebst Spitzen = 12,—
1 Bademantel nebst Pantoffeln = 13,—

Strümpfe.

3 Duz. diverse Strümpfe, Phantasie = 60,—
1 Duz. couleurt fein = 27,—
 $\frac{1}{2}$ Duz. fil d'Ecosse = 20,—
1 Paar seidene Strümpfe (Crème) = 15,—

Summa M 1316,—

(Artikel II. „Haus- und Tischwäsche“ folgt in einer der nächsten Nummern.)



Joseph Victor von Scheffel,

geb. 26. Februar 1826, gest. 9. April 1886.

Die Muse der deutschen Dichtkunst steht trauernd an einem frischen Grabe; unter seinem Hügel ruhet der Säger des „Trompeter von Säckingen“, dem nach schweren qualvollen Leiden die Dämmerstunde des 9. April das lebensmüde Auge schloß, von den Mühen und Sorgen dieses Erdenlebens aus.

Ein tiefes leidvolles Empfinden geht durch das deutsche Volk bei dem Gedanken, daß der hochbegnadete Säger den Seinen für immer entrückt ist. Den Seinen: Und wer gehörte nicht zu ihm! Wem war er nicht lieb und wert geworden; wer dankte ihm nicht Stunden froher Lust, innigen Behagens, ernst gehobener Stimmung! Die lebensfrohe kraftgeschwollte Jugend unserer deutschen Hochschulen hatte in seinen köstlichen „Gaudeamus-Liedern“ Sang und Klang voll unvergleichlicher Frische und Freudigkeit überkommen; die ernstere Stimmung des reiferen Alters in den „Berg-Psalmen“, in der „Waldeinsamkeit“ und den „Liedern aus Heinrichs von Ofterdingen Zeit“ den sympathischen Ausdruck tiefster lyrischen Fühlens; allen aber, Jung und Alt, Jüngling und Jungfrau, Mann und Greis, hatte der entschlafene Dichter in seinem herrlichen „Trompeter von Säckingen“, in dem unvergleichlichen „Eckehard“ Gaben von nie alterndem Werte geschenkt und damit überall, wo in deutschem Hause, an deutschem Herd der Geist der Dichtung als lebenerhebende, lebenerhaltende Kraft waltet, einen Ehrenplatz erworben.



Behütig überblicken wir von seinem Grabhügel aus noch einmal den Gang seines äußerlich armen, innerlich so reichen Lebens. Joseph Victor verlebte seine Jugendjahre in dem Kreise eines wohlgegründeten behaglichen Heimwesens,

früh der Kunst zugewendet, aber unklar, ob dieser innere Zug nicht entschiedener sich auf die Malerei als auf die Poesie zuwende. Auch das Universitätsleben zu Heidelberg, München, Berlin brachte keine Klarheit; erst in Italien, wo er, losgelöst vom quälenden Bann eines unliebsamen Berufes, in den Jahren 1852—53 weilte, erschloß sich plötzlich in dem köstlichen Sang „Der Trompeter von Säckingen“ die volle Kraft und Tiefe seiner Seele und nahm ihm den letzten Zweifel. Der Muse, die ihm auf Capris Höhen den vollen schönen Kranz bot, ist er fortan treu geblieben für das Leben. — Schnell folgte nun eine poetische Schöpfung nach der andern: es war als empfinde seine Natur, daß ihr nur eine kurze Zeit für Blüte und Frucht beschieden sein werde. Kaum zwei Jahre nach dem „Trompeter“ erschien der bewunderungswürdige Roman „Eckehard“, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert; ihm folgten „Frau Abenteuer“, „Juniperus, die Geschichte eines Kreuzfahrers“, die „Berg-Psalmen“, der „Brautwillkomm auf der Wartburg“, „Gaudeamus, Lieder aus dem Engern und Weitem“, endlich „Waldeinsamkeit“ im Jahre 1881. — Körper- und Seelenleiden drängten den hochgeachteten Dichter mehr und mehr in sich selbst zurück, machten ihn fast zum Einsiedler in seinem selbsterworbenen Landhause zu Radolfzell am Bodensee. Während seine Dichtungen unvergängliches Leben erwarben, starb er selbst mehr und mehr dahin, in schweren Leiden und Kümernissen zulezt. Nun ist er dorthin gegangen, wo alles Leid und alle Kümernisse endet und alle Klagefeufzer aufgehen in dem Jubelhymnus „Heilig, heilig, heilig ist der Herr!“

L. J.

Aus der Wiener Damenwelt.



Als im verflossenen Jahre Graf Bassili — oder wie er in Wirklichkeit heißen mag — seinem berühmten Werke über die Berliner Gesellschaft ein Buch über die Société de Vienne anreichte, bemerkte mir ein österreichischer Aristokrat, er begreife nicht recht, wie der angeblich gräfliche Autor seine Aufgabe lösen würde, da die Abgeschlossenheit der verschiedenen Zirkel der Wiener Gesellschaft eine so hermetische wäre, daß es für einen fremden Beobachter, wenn er auch der Diplomatie angehörte, wie Graf Bassili es von sich behauptete, schwer sei, diese chinesische Mauer zu durchbrechen. Ich will selbstverständlich hier die Wichtigkeit der Angaben des Buches des Grafen Bassili über die Société de Vienne keiner Erörterung unterziehen, aber meinem gräflichen Gewährsmann muß ich in bezug seiner Äußerung über die mitunter geradezu unerhörte Exklusivität jener Kreise vollkommen rechtgeben; aber da selbst die chinesische Mauer mit der Zeit ihre Breche bekam, so erblickt auch die Wand, mit welcher die Wiener Société sich umgibt, von Zeit zu Zeit eine Lücke, ein Guckloch, welches dem Unberufenen Einblick gewährt.

Der Beobachtende gewinnt nun Gelegenheit, von den Vorteilen der Exklusivität insofern Nutzen zu ziehen, als die Herrschaften vom höchsten und hohen Adel in dem Bewußtsein, sich unter Jhresgleichen zu bewegen, es für unnötig erachten, jedes Wort und jede Geberde zu überwachen, aus Angst, diese könnten von Ubelwollenden kritisiert oder schlecht gedeutet werden, den Verkehr also viel freier, ungezwungener gestalten, als in den vornehmen Salons anderer Städte: von der Steifheit englischer Ladies, von der fast theatralischen „Pose“ der Pariser Weltbienen oder von der oft erzwungenen und mitunter ebenfalls ceremoniellen Heiterkeit der Italienerinnen ist in den Kreisen der Wiener Gesellschaft nichts zu spüren. Die Wiener Salondamen geben sich einfach und ohne Coullissenstudium — wozu denn Komödie spielen, da sie sich gegenseitig genau und meistens intim kennen! Diese Ungezwungenheit geht sogar so weit, daß ein leiser, allerdings sehr leiser Hauch — des Wiener Dialekts sich in den vornehmeren Kreisen eingebürgert hat, was allerdings dann dadurch korrigiert wird, daß man sich sehr gerne des Französischen bedient. Warum denn nicht? Haben doch die Wiener und Pariser Kreise gar so viele Berührungspunkte gehabt.

An der Spitze der lebenslustigen, genialen und kunsfsinnigen Pariserinnen lebte bekanntlich ein Decennium lang Fürstin Pauline Metternich, die Gattin des österreichischen Botschafters. Sie hatte das Scepter der Mode in Händen, und um ihre Macht recht drastisch und mutwillig zu konstatieren, gönnte sich Fürstin Pauline mitunter, ja ziemlich häufig die Genugthuung, eine Excentricität, eine Thorheit vorzuschreiben, und alles gehörte. Die eingebornen Pariserinnen beugten sich vor dieser Fremden, die erklärt hatte, in Paris wäre sie „au cabaret“ und könnte sich alles erlauben, was sie zu Hause im fürstlichen Alhambra nicht thun würde. Seitdem Fürst Metternich ins Privatleben zurückgetreten und statt des Hotels im Faubourg St. Germain sein Palais am Rennweg bezogen hat, hörte auch die politische Thätigkeit der Frau Fürstin auf, und sie schien sich darein zu ergeben, ihre glänzende Carriere unter den Trümmern des Kaiserreiches, dem sie so treu anhing, zu begraben und abseits von der großen Gesellschaftsströmung, in der sie das Steueruder geführt, zu leben. Wollte sie mit-schwimmen, so machte die Fürstin einen Abstecher nach Paris, wo sie alles feierte, aber bald brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die Fürstin in Wien selbst oft genug in die Lage kam, ihre Initiative zu betätigen, wenn eine besondere Idee oder ein besonderes Unternehmen aufstande und durchgeführt werden sollte. Das Streben dieser immer rührigen

„grande dame“ hat aber mit der Zeit, und auch infolge des Umstandes, daß sie in ihrem Vaterlande und für patriotische Zwecke wirkt, einen ernsteren Charakter angenommen. Sie giebt gerne das Zeichen zu allerhand Vergnügungen und künstlerischen Amüsemments, aber fast immer ist ein wohlthätiges Ziel damit verbunden. Verschiedene Einrichtungen haben in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Fürstin angezogen, zum Beispiel die Mängel in den Hospitälern und die mangelhafte Unterstützung — namentlich die meist unzureichende ärztliche Hilfe für mittellose Kranke. Die Fürstin, von jeher eine assimilierfähige Natur, studierte eifrig die Frage, wie diesem Uebelstande abzuhelfen wäre; verkehrte mit Professoren, Doktoren und den berühmtesten Chirurgen, speicherte in ihrem Boudoir am Rennweg eine ganze Gelehrtenbibliothek auf, und nach mehrwöchentlichem Studium kam das „Damenparlament“ zu stande, wie es die Wiener Journale nannten, eine Versammlung von 30—40 der Aristokratie und der haute finance angehörenden Frauen, welche unter dem Vorsitz der Fürstin tagte und nach ersten Debatten beschloß, sofort einen Wiener Arzt nach Paris zu Herrn Pasteur zu senden, damit die Entdeckung des großen französischen Gelehrten dem Wiener nicht vorenthalten bleibe. Das war zu diesem ersten Zweck die erste That; jetzt folgt aber die heitere, die echt metternichsche Aktion: die Darstellung einer Wiener Lokalposse, eigens komponiert von Mitgliedern der Aristokratie. Die theatralische Ausführung besorgen die reizenden Schönen aus der Komtesse- und Baronessenwelt, welche als Göttinnen des Olymp, als Wiener Tänzerinnen, und schließlich als Trabanten der Arzieren- Leibgarde erscheinen werden. Der unermüdlige metteur en scène dieser theatralischen Produktion, der ruhelos wirkende Regisseur ist die Fürstin, welche sich da wieder in ihrem Elemente fühlt und die Anerkennung der Schauspieler vom Fache redlichermaßen verdient. Das Ereignis der drei Vorstellungen aber soll dem gegenwärtigen Lieblingswerk der Fürstin zuschießen, der „Poliklinik“ in Wien.

Während der Fürstin elastische und in jedem Zuge ausdrucksvolle Gestalt durch die Salons schwebt und überall einen Zirkel geistreicher Männer um ihren Stuhl oder Sitz am Sofa bildet, lebt in vollständiger Zurückgezogenheit und idyllischer Stille auf dem bei Wien befindlichen Gut die frühere Staatskanzlerin, Gräfin Beust, an der Seite ihres Gemahls, der wiederholt und zwar in entscheidender Weise in die Weltgeschichte eingriff. Schloß Altenberg liegt inmitten einer Landschaft, die nicht malerischer und, wenn im Herbst die Rebe auf den Geländen zur Reife gediehen ist, kaum üppiger gedacht werden kann. Von dem freien Rajenplatz aus, der sich vor dem Schloßportale ausbreitet, beherrscht das Auge die ganze Gegend, die sich zwischen den Abhängen des Wienerwaldes und den Vorläufern der steirischen Gebirge dahinzieht. Bei klarem Wetter blickt ein scharfes Auge bis nach Mariazell, und die Mitte der Scenerie bildet der Donaustrom, an dessen Ufer unmittelbar die Eisenbahnstation Greifenstein liegt, welche den Verkehr mit der Metropole binnen einer halben Stunde vermittelt. Etwas abseits thürmt sich die Riesenkuppel der klosterneuburgischen Stiftskirche, die österreichische Herzogskrone darstellend, auf, während die Kapellen auf dem Rahlensberg und Leopoldsberg auf den riesigen Bau, der dem Schutzpatron des Landes geweiht ist, niederblicken. Seitdem Graf Beust den Gesandtschaftsposten in Paris teils aus Gesundheitsgründen, theils aus politischen Motiven niederlegen mußte, bringt er das ganze Jahr auf Schloß Altenberg zu; d. h. mitunter regt sich in dem Manne, der überall, wo er in seinem thatenreichen Leben eine politische Machtstellung bekleidete, den Ruf eines brillanten Gesellschafters und glänzenden Causeurs bewährte, das Bedürfnis wieder die Welt zu sehen, den Schauplatz seiner Erfolge wieder zu betreten. Liegt doch Wien so nahe und wird der frühere Minister überall wo er sich zeigt, umworben und gefeiert. Zum Frühjahr geht es auf eine kurze Zeit nach Paris und London, wo die Saison um diese Zeit in der Blüte ist, und dem einfachen Privatmanne derselbe Empfang zuteil wird, den er als Botschafter eines großen Reiches früher genoss. Die Gräfin aber verläßt ihr Altenberg, dessen Einrichtung und Ausschmückung ihr

persönliches Werk ist, nicht mehr. Bereits als ihr Gatte Botschafter in Paris war, schien sie mit richtigem Verständnis voranzusehen, daß die Verhältnisse demselben nicht lange gestatten würden, sich in einer Stellung zu behaupten, welche durch die Bedeutung, die dieselbe verlieh, an maßgebender Stelle Argwohn und Besorgnisse erregen mußte. Die Gräfin war daher nicht nach Paris gegangen, und hatte es vorgezogen, ihrem Gatten für die Tage des Ruhestandes ein angenehmes Lustklima zu bereiten. Von einfachem Wesen, ein wenig melancholisch angehaucht, macht die Frau des ehemaligen Kanzlers auf ihrem einsamen Schloßhause den Eindruck einer vornehmen Burgdame aus jener Zeit, wo sich hier am Donau-gelände Ritterhöfe erhoben. Und wie die Leibeigenen und Vasallen in früheren Zeiten das Lob der guten Dame „auf dem Schloße“ zu singen pflegten, ebenso erzählen in unserer prosaischen Zeit, wo weniger gelungen wird, die sonst ziemlich „harben“ Landbewohner der Umgegend, wie herablassend, wie wohlthuend die Altenberger Gräfinnsfrau sich ihnen erweist und wie häufig sie „oben“ guten Rat und Beistand gefunden.

Der Gattin des französischen Botschafters, der Gräfin Foucher de Careil, ist es gelungen, die Traditionen, welche Graf Duchatel eingeführt hatte, zu pflegen und fortzuführen und den Salon im historischen Palais Lobkowitz, welches die französische Republik für ihren Repräsentanten gemietet hat, zu einem Stützpunkt der sonst so exklusiven und spröden Geburtsaristokratie zu gestalten. Ja als vor kurzem in dem „Festsaal“ des Palastes, in demselben mit Fresken und Medaillons geschmückten Saale, wo einst Fürst Lobkowitz seinen erlauchten Freund, den Kaiser Josef II., empfing, eine „Fastes-Soirée“ mit musikalischen und dramatischen Produktionen abgehalten wurde, da beleuchteten die fünfshundert Kerzen der Kronleuchter aus feinstem böhmischen Glase auch die blauen Waffentrübe von drei Erzherzögen und die malerische Honveduniform des mit dem kaiserlichen Hause verschwägerten Prinzen von Sachsen-Coburg-Cohary. Der Bruder des Kaisers von Österreich, der Erzherzog Karl Ludwig führte — eine seltene Ehre — die Gräfin Foucher de Careil am Arm, und die stattliche Dame mit dem imponierenden Gang und der einfach geschmackvollen Toilette nahm sich neben der martialischen Erscheinung des Erzherzogs ganz und gar harmonisch aus. Wenn der Gesandte der französischen Republik sich zur Aufgabe gestellt hat, den Nachweis zu liefern, daß die von ihm vertretene Republik auch hoffähig sein kann und auf die gesellschaftlichen Vorzüge, auf die feinen Umgangsformen durchaus nicht verzichtet hat, so ist ihm dieser Beweis glänzend gelungen. Auf den kleinen rotgepolsterten Stühlen vor dem Podium, welches einen aus seiner Mouffeltierei verfertigten Baldachin stützte, saßen Damen und Fräuleins, deren Namen fast alle in dem Gothaaer zu lesen sind, in Ballroben, am Halse, im Haare und in den Ohren das Kostbarste, was ihnen der Familienschatz zur Auswahl bietet: etliche Millionen in Brillanten, Perlen und Smaragden. Mit der erforderlichen Aufmerksamkeit wurde den Vortragenden der aus Paris „verschriebenen“ Künstler gefolgt; man horchte dem mächtigen Baryton des Pariser Operntheaters, Herrn Lassalle, dessen Organ weit über die Schwellen des dichtgefüllten Salons drang und dessen männliche, selbstbewußte Erscheinung den Eindruck nicht verfehlte; man zollte der Unermülichkeit des Pianisten Planté Anerkennung, ein Virtuose, der nicht nur durch sein Spiel, sondern auch durch seine stilvollen Verbeugungen und die Gestikulation beim Vortrag Aufsehen erregte; man applaudierte eine Abgesandte des Theatre français, Frau Pierson, und eine Lachsalve nach der andern brach hervor, als Fräul. Meyane vom Vaudeville-Theater ihr allerliebste pikantes Lärchen zeigte und die pridelndsten Solofcherze und Chansonnetten zum besten gab. Bei diesem Anlaß zeigten sich sowohl der elegante und würdevolle Graf Foucher wie die Gräfin als Virtuosen in der schwierigen Kunst, in leichter ungezwungener Weise die Honneurs zu machen, und dabei die noch immer in Wien sehr stark geltende Etiquette zu beachten. In dieser Hinsicht aber sind alle Schwierigkeiten überwunden und ist es der Gräfin Foucher gelungen, ihren Salon zu einem der ersten der Wiener „Société“ zu gestalten.

Paul d'Abrest.

Die Pflege der Sinne im Kindesalter.



Grundlage aller geistigen Entwicklung ist die Sinnesfähigkeit. Ohne sie ist eine volle körperliche Leistungsfähigkeit nicht denkbar. Jede Sinnesfähigkeit ist vierfach. Zuerst findet eine Nervenregung statt, dann tritt die Empfindung auf, und erst wenn diese zeitlich und räumlich bestimmt worden, hat man eine Wahrnehmung. Sinnliche Wahrnehmungen sind es, von denen unser geistiges Leben ausgeht, von denen es immerwährend seine Nahrung bezieht. Deshalb ist die Pflege der Sinne eine hygienisch sehr wichtige Angelegenheit, und dies um so mehr, als es feststeht, daß Fehler, welche bezüglich dieser Pflege in der Jugend begangen werden, im späteren Leben nur schwer, oder gar nicht wieder gut zu machen sind.

Die Sinne des Neugeborenen sind nur sehr unvollkommen entwickelt. Zum Teil sind die Organe zur Aufnahme von Eindrücken noch nicht voll befähigt, zum Teil verstehen sie ihre Verrichtung noch nicht, weil sie nicht geübt waren. So können Wochen und Monate vergehen, ehe in dieser Beziehung ein Zustand eintritt, den wir mit dem späteren vergleichen können. Die Pflege der kindlichen Sinne kann somit erst dann in Frage kommen, wenn sie deutlich in Funktion treten.

Beginnen wir mit dem edelsten der Sinne, dem Gesichtssinn, und machen wir uns einmal klar, was nach den Gesetzen der Hygiene von Seiten der Eltern und Erziehler geschehen muß, um die Augen der Kinder zu gesunden Organen auszubilden! Jeder, der sich ein wenig mit Neugeborenen beschäftigt, weiß, daß sie lichtschüchtern sind. Nur im Dämmerlichte oder bei sehr schwacher Kerzenbeleuchtung schlagen sie ihre Augen auf; bei Annäherung eines hellen Lichtes kneifen sie dieselben zu. Gegen Ende der dritten bis vierten Woche pflegt diese Lichtschüchternheit aufzuhören. Dann pflegen die Kinder ein vorgehaltenes Kerzenlicht anzustarren und demselben, wenn es bewegt wird, zu folgen. Die Bewegungen der Augen sind dann aber noch völlig unsymmetrisch, indem das eine nach links, das andere nach rechts sich wendet, oder das eine still steht, während das andere seitwärts gelenkt wird. Die Fähigkeit einer geordneten Bewegung der Augäpfel erwirbt das Kind frühestens nach Ablauf von sechs Monaten durch Übung. Ungleich später beginnt das Vermögen, Farben zu unterscheiden, und zwar bei verschiedenen Kindern zu sehr verschiedener Zeit. In der Regel findet sich die Fähigkeit erst gegen Ende des dritten Jahres. Benannt werden zuerst richtig Gelb und Rot und die Helligkeitsempfindungen Weiß, Grau, Schwarz, während Grün und Blau erst viel später richtig bezeichnet werden. Soll der Gesichtssinn des Kindes frühzeitig zu einer gesunden Entwicklung gelangen, so bedarf er der regelmäßigen Übung. Drängt ja doch schon des Kindes Neugierde instinktiv darauf, möglichst Vieles zu sehen. Wir sind aber imstande, diesem natürlichen Trieb passende Nahrung zu geben, d. h. solche Gegenstände auszuwählen, welche nicht bloß die Neugierde befriedigen, nicht bloß eine angenehme Sinneslust erwecken, sondern auch die Schulung des Auges fördern. Führen wir dem Kinde Objekte vor, die bei deutlich ausgeprägter Form eine verschiedene Gestalt und Größe besitzen, so wird es durch Vergleich der Gegenstände das Auge bilden und schärfen. Zu solchen Gegenständen gehören vornan der Ball und der Würfel, sowie die Walze; an ihnen übt sich des Kindes Auge in Verbindung mit dem Tastsinn zuerst am zweckmäßigsten. Doch darf die Übung des Auges nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, wenn anders sie keine gegenteilige Wirkung hervorrufen soll. Vielmehr hat die Sorge für Schonung des kindlichen Auges schon lange vor erreichter Schulzeit zu beginnen. Man gebe also den Kindern vornehmlich keine sehr kleine Gegenstände zum

Spielen, sondern nur große, greifbare Dinge, deren Interesse mehr das Tastgefühl als den Gesichtssinn des Kindes in Anspruch nimmt. Trifft dann das Kind ins schulpflichtige Alter, so gebe man ihm nur Bücher mit möglichst großen Buchstaben. Neben der Übung des Formen sinnes ist von größtem Belange diejenige des Farbensinnes, weil zur Unterscheidung der Dinge die Erkennung ihrer Farbe Hauptbedingung ist. Die Schulung des Farbensinnes ist außerdem ein mächtiges Hilfsmittel zur Schulung des Schönheitssinnes. Man beginnt zu diesem Behufe mit der Vorführung zweier Grundfarben, die durch ihre Kontraste sich am leichtesten einprägen, auf den Spielsachen, Würfeln, Bällen u. s. w. Dann folgt die Vorführung auch der anderen Farben. Die Übung besteht nun darin, daß man ihm die Farben nennt, sie sich von ihm wieder nennen läßt, dann die Farbe untereinander mengt und das Kind selbst eine bestimmte Reihenfolge von Farben herstellen läßt.

In der vorgerückten Jugendzeit bietet die beste und heilsamste Pflege des Gesichtssinnes die Beobachtung der Natur in Feld und Flur, in Wiese und Wald und diejenige des gestirnten Himmels. Dies bietet in seltenem Grade Formen- und Farbensinn, giebt Schärfe und richtiges Augenmaß, bedingt Einstellung des Auges auch für die Ferne und fördert zugleich den ästhetischen Sinn.

Ebenso wie das Auge bedarf auch das Organ des Gehörsinnes, das Ohr, schon in der frühesten Kindheit eines Schutzes. Der Säugling fährt auf starke Geräusche viel heftiger zusammen, als der Erwachsene, weil seine Reflexerregbarkeit eine viel größere ist. Wir sollen deshalb alle heftigen und plötzlichen Geräusche nach Möglichkeit vom Kinde fernhalten. Wie bewerkstelligen wir am besten die erste Übung des Gehörsinnes? Einfach durch die leichten rhythmischen Weisen eines Wiegen- und Korkeliedes. Sie unterhalten das Kind und beruhigen es zugleich. Weiterhin kommt der eigene Gesang desselben, das Singpiel mit seinen lieblichen Reimen, das dem Kinde geradezu ein Bedürfnis ist und die Entwicklung und Beherrschung der Muttersprache in hohem Maße fördert. Zur Pflege des Gehörsinnes trägt aber auch schon die einfache Schärfung des Gehörs viel bei, sowie die Einübung desselben auf das Erkennen der feineren Nuancierungen, Klangfarben des Schalles. Hierzu dient wiederum die Beobachtung der Natur, besonders der Töne unserer Vögel, in deren Stimme der sorgsame Beobachter so manches entdeckt und erkennt, was bei oberflächlichem Anhören nicht zur Wahrnehmung gelangt. Tägliche Spaziergänge im Garten, im Walde, in Feld und Flur geben dem Kinde eine Fülle von Anregungen, denen es eine unverkennbare Schärfung des Ohres zu verdanken hat.

Gehen wir nunmehr zum Tastsinn über, so kann man schon beim Neugeborenen aus der Einwirkung des ersten warmen Bades ersehen, daß das Kind eine gewisse Temperaturempfindung mit auf die Welt bringt, indem das Bad in ihm ein entschiedenes Gefühl von Behaglichkeit erweckt. Nur das eigentliche Tasten, d. h. der Raumsinn der Haut, ist in den ersten Lebenstagen noch nicht vorhanden; er entwickelt sich vielmehr erst durch Erfahrung, ist deshalb auch bei älteren Kindern feiner als bei jüngeren. Ohne unser Zutun vollzieht sich eigentlich des Kindes früheste Übung am Spielzeug und den sonstigen Gegenständen, welche seine Hand berührt. Erst bei Beginn der Schuljahre, also im 6. oder 7. Lebensjahre, können wir die Pflege des Tastsinnes bei den Kindern fördern. Einen ebenso einfachen als zweckmäßigen Apparat zur Übung des Tastsinnes der Finger stellt man aus Streifen verschiedenen Zeuges her, indem man dieselben nach ihrer Dicke und Weichheit numeriert und nun in richtiger Reihenfolge anordnet. Nachdem das Kind sich durch öfteres Betasten geübt hat, wird die Reihenfolge geändert und das Kind aufgefordert, bei verschlossenen Augen die Nummern der einzelnen Streifen zu erraten. Diese einfache Übung pflegt den Tastsinn in außerordentlicher Weise. Will man hier eine zweckmäßige Pflege des Schönheitssinnes verbinden, so kann man die Übung des Tastsinnes sehr passend an Gegenständen der Natur vornehmen, z. B. an den Blättern der Blumen, Bäume und Sträucher.

Vom ersten Augenblick des Lebens an ist der Geschmackssinn vorhanden, denn das Neugeborene reagiert sehr deutlich

auf süße, saure oder bittere Flüssigkeiten. Nach Zucker zeigen die Säuglinge lebhafteste Saugbewegungen, dagegen nach Kochsalzlösung machen sie allerlei Grimassen, die ein deutliches Unbehagen verraten. Von einer eigentlichen Übung und Pflege dieses Sinnes dürfte kaum die Rede sein. Dasselbe ist der Fall beim Geruchssinn, welcher gleichfalls beim Neugeborenen deutlich entwickelt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Säuglinge bereits in den ersten Tagen Milch sehr wohl riechen können.

Werden die erwähnten Übungen methodisch und mit Umsicht vorgenommen, so bringen sie dem geistigen Leben des Kindes einen unendlich großen Gewinn, indem sie die Selbstthätigkeit anregen und herausfordern und das Kind frühzeitig an Selbständigkeit gewöhnen. Dr. med. Solmer.

Korrespondenz.

Haushalt und Küche. B. S. Um das Ausschleiden der Krebsbutter aus der Krebsuppe (so daß die Butter oben schwimmt und die übrige Suppe grau aussieht) zu vermeiden, verfährt man auf folgende Weise: Die Krebsbutter, sobald sie abgekocht ist, aus den Schalen gebrochen, die Rindenschädel zum Füllen zurückgelassen, während man alle übrigen roten Schalen fein stößt, mit Butter (zu einem Schod Krebsbutter etwa 125 Gramm) so lange auf dem Feuer rührt, bis die Butter sich rot gefärbt hat, dann thut man, je nachdem die Suppe dünner oder gebundener gewünscht wird, weniger oder mehr Mehl hinzu, rührt die nötige kräftige Brühe damit klar und läßt die Suppe, nachdem sie aufgekocht, noch einige Zeit kochen, streicht sie dann durch ein feines Sieb. Um den Krebsgeschmack zu erhöhen, kann man die Krebsleiber in der Suppe mit kochen.

Verkaufsdienste. Handarbeitslustige. Das Kunstfädickei-Atelier von Frau Dr. Meyer, Hamburg, Rathausmarkt 8 II (nicht mehr Wandrahmsbrücke 6 III) — S. K. in Prag. Wir empfehlen Ihnen Dillen-dorff's spanische Sprachlehre, 7. Auflage. Mit Schlüssel. Frankfurt a. M. M. 8. 3. Schilling's spanische Grammatik. Leipzig 1882. M. 5. P. De-ran-co, Spanisch-deutsch-portugiesisch und portugiesisch-deutsch-spanisches Wörterbuch. Hamburg. — A. Crist v. Andem. „So magst du ziehr“ — unverwendbar. — Hedwig v. St. in Wien. „Trennung“ — unmöglich! — Anna Engelhardt. Die Kunst der Künstlerin steht nahe bevor. Wir werden bei ihr selbst Ertüchtigungen einziehen und Ihnen das Resultat brieflich mitteilen. — Frau Gräfin K-ge in St. Wir empfehlen Ihnen aufs wärmste das soeben in 3. Aufl. erschienene treffliche Werk des Sanitätsrats Dr. L. Fürst in Leipzig: „Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande.“ Leipzig. — C. Wilhelm. „Melodien im Walde“ dankend abgelehnt. Nicht ganz in den Rahmen unseres Blattes sich einfügend.

Beantwortung. Th. St. Seite 152. Alle Strumpfwaren, Jacken u. wurden früher entweder mit der Hand gestrickt oder auf dem Wirkstuhl hergestellt, bis die Strickmaschine erunden wurde, die zuerst in die Hand der Fabrikanten und Großindustriellen überging und sowohl die Handarbeit als auch teilweise den Wirkstuhl ersetzte. In neuerer Zeit nun hat man den Versuch gemacht, besonders konstruierte Strickmaschinen in den Handel zu bringen, die geeignet sind, nicht allein, gleich der Nähmaschine, in die Häuslichkeit als wichtiger Haushaltungsgegenstand einzubringen, sondern ganz besonders als Erwerbsmaschinen Minderbemittelten, welche auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, willkommene Hilfe darzubieten. Ihre Fragen beantworten wir wie folgt:

1. Welche Gegenstände kann man auf einer Maschine anfertigen? Alle nur denkbaren Gegenstände, z. B. Strümpfe und Socken in allen Größen und Facons ohne jede Naht in den mannigfaltigsten Strickarten, auch durchbrochen, geringelt und gemustert, allerhand Phantasi-artikel in Rund, Rechts und Links, Fang, Fersfang, Patent u. s. w., wie Damenwesten, Unterröcke, Unterjacken, Herrenwesten und Röcke, Kopftücher, Teppiche, Bett-, Wagen- und Reisebetten, Leibbinden, Jagdröcke, Jagdwesten, Jagdstrümpfe, Mützen, Samaschen, Shawls, Sommer- und Winterhandschuhe, Kragen, Kinderkleider, komplette Kleider u. s. w.

2. Ist die Maschinenstrickerei ebenso dauerhaft wie Handstrickerei? Die Maschinenstrickerei unterscheidet sich von der Handstrickerei nur dadurch, daß alles auf der Maschine Gestrickte von ganz besonderer Maßengleichheit ist, wie dies bei der Handstrickerei schwer möglich, indem die Handstrickerei immer mehr von den Fähigkeiten und schließlich auch von der momentanen Disposition der Strickerin abhängt.

3. Ist das Arbeiten auf der Strickmaschine angreifend und der Gesundheit schädlich? Die Maschine wird nicht mit dem Fuße, sondern mit der Hand durch eine leicht zu bewerkstelligende Kurbel-umdrehung in Bewegung gesetzt. Dabei fällt die vibrierende, für Nerven-leidende besonders fördernde Bewegung weg, so daß selbst der schwächlichen Person die Maschinenstrickerei leicht wird.

4. Werden durch die Maschinenstrickerei die Strickerinnen, die die Handstrickerei betreiben, brotlos? Im Gegenteil! Niemand wird leugnen, daß seit Anwendung der Nähmaschine in den Haus-haltungen die Zahl der Näherinnen sich eher vermehrt als vermindert hat. Dasselbe ist bei der Maschinenstrickerei der Fall.

5. Macht sich die Maschinenstrickerei auch wirklich bezahlt? Jawohl, insofern ihrer Vielseitigkeit und Produktionsfähigkeit sehr schnell bezahlt. Wir haben gehört von einer Strickmaschine „Hania“ (neuestes System), durch Johannsen & Co. in Hamburg in den Handel gebracht, ferner fabriziert die Firma Lane & Timaeus in Böttau, Dresden, Vittoria Strickmaschinen für Familiengebrauch und Hausindustrie; außerdem teilt uns schließlich Herr Buchhändler Julius Peuser in Samter mit, daß er eine französische Strickmaschine, die gleich den ganzen Strumpf mit Nadeln und Stren fertig, zum Verkauf stelle.

Buntes Allerlei.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 61.

Eine Damengesellschaft mußte 540 M. für einen wohlthätigen Zweck bezahlen. Der Beitrag jeder einzelnen Dame betrug 33 M. weniger, als die Gesamtzahl der Teilnehmerinnen. Aus wieviel Damen bestand die Gesellschaft? Und welchen Beitrag bezahlte jede einzelne?

Auflösung der Buchstabenversetzung Seite 176.

„Der Graf von Habsburg.“

- | | | | |
|-------------|-------------|-------------|------------|
| 1. Dienst. | 2. Edwin. | 3. Reiz. | 4. Geiz. |
| 5. Rhein. | 6. Abel. | 7. Falte. | 8. Viole. |
| 9. Oberon. | 10. Nelke. | 11. Hand. | 12. Argus. |
| 13. Vorste. | 14. Strich. | 15. Wils. | 16. Ungar. |
| | 17. Nahtm. | 18. Greise. | |

Füll-Rätsel.

T	*	*	s
A	*	*	a
S	*	*	o
U	*	*	n
J	*	*	s
K	*	*	n

Mit Hilfe der folgenden Angaben sind die 24 leeren Felder der nebenstehenden Figur mit je einem Buchstaben auszufüllen. Die vierte senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, nennt einen hervorragenden Komponisten, die dritte senkrechte Reihe, von unten nach oben gelesen, eine Hauptrolle in einer Oper dieses Komponisten.

Die sechs wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

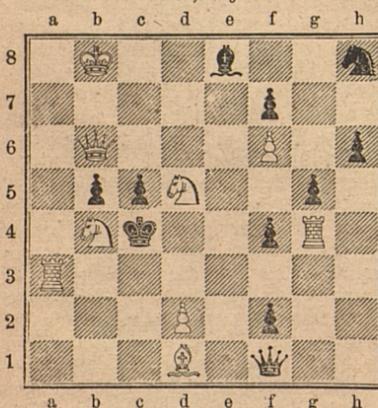
1. Eine der Hauptpersonen in Schaffels „Etteward“.
2. Ein europäisches Königreich.
3. Einen biblischen Namen.
4. Einen andern biblischen Namen.
5. Eine Göttin der Römer.
6. Ein Kleidungsstück.

Schach.

Aufgabe Nr. 176.

Von Frau L. B. Rowland.

Erster Preis in einem amerikanischen Problemturnier. Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 174 Seite 176.

Weiß.

1. T e 6 — e 5.

Schwarz.

1. K d 4 n. e 5 ober — c 5.

Weiß.

2. S b 8 — c 6 ober

D h 6 — e 3 matt.

A.

Weiß.

1.

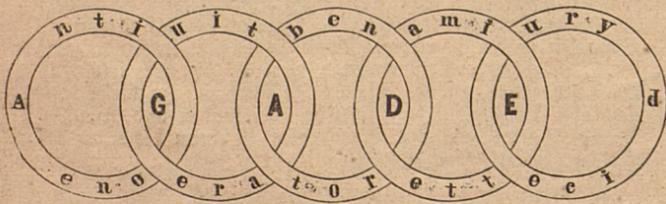
Schwarz.

1. Beliebig anders.

Weiß.

2. D. T. oder S. matt.

Auflösung des Kettenrätsels Seite 176.



* Der Inhalt des inneren Kreises bildet den Schluss der zu erratenden Sentenz; der Anfang ist vom Errater zu suchen.